

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 19




Erich Jansen Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Hartmut Vollmer



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 19


Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 19

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

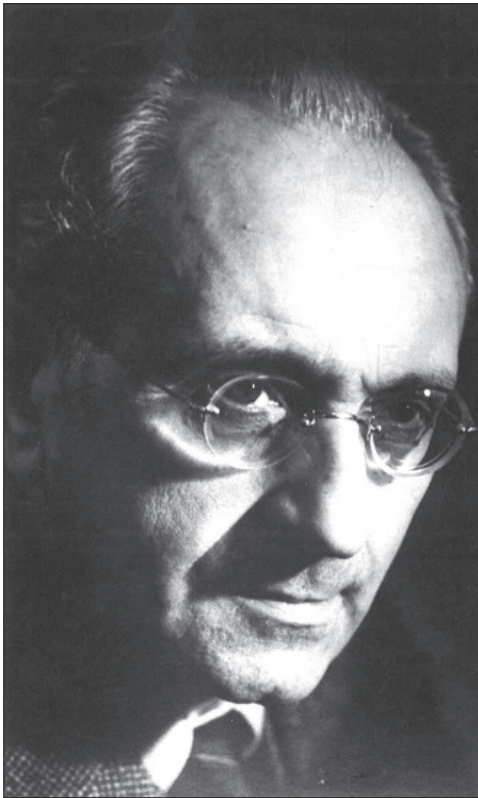
Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im AISTHESIS VERLAG ^{AV}
© 2008 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-674-2
Redaktion: Wolfgang Delseit
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Die grüne Stunde	9
Die Strohblumen	11
Schierling	13
Die Zuckerrose	15
Die weiße Lilie	17
Das Schicksal der hochmütigen Aloë	18
Sturmnacht	20
Die Traumfahrt im Luftballon des Herrn Oberlehrer Funke	22
Michael Orsenjew. Eine Legende	30
Hereinspaziert	38
Auf ein Bild von Henri Matisse	40
Die Nacht	41
Die Tänzerin	42
Nachtrose	43
Tante Settchen und die Nachtlibelle	44
Der Messingmond	45
Grüne Mirabelle am Nachthimmel	46
Herr Gustav Wille	47
Die Dame Karussell	48
Die Vermummte	49
Der alte Mann	50
Gelber Mond	51
Melancholie	52
Der Mondfisch	53
Sommernacht	54
Sticke Violett in gelbe Seide	55
Die Sängerin	56
Abgestelltes Pferd mit Karussellwand	57
Aurora	58
Arkadien	59
Der ausgesetzte hölzerne Zirkusschwan	60

Intérieur	61
Lolita	62
In der Dämmerung	63
Korallenmond	64
Heimfahrt des verbrauchten Worts	65
[Die Augen der Marina Vlady]	66
Aus den Briefen eines Königs	
Der König	69
Vergessene Stadt	70
In Betrachtung eines alten Prozessionsbildes	73
Frühstück	74
Jacques, der Athlet	75
Linnicher Pferdemarkt	76
Abend	77
Abend in Linnich	78
Die Tochter des Glasbild-Fabrikanten	79
Zigeuner	80
Grenzstadt in der Dämmerung	81
Das alte Schloß	82
Der Besuch	83
Der rote Pfahl	84
Die Polka der Nonnen	85
Erinnerung an Kopenhagen	86
Die Birke	87
Ysop und Engel	88
Traum in Norwegen	89
Die Diva	90
Judena	91
Marina	92
Julia	93
Djuna	94
Trance	95
Winterrose	96
Zaristische Kathedrale	97
Petersburg	98
Straßburg	99

Nancy	100
Preislied auf das Bild einer Zigarrenkiste	101
Annettes Kutsche auf Rüschaus	102
Sommer	103
Magnolienblüte	104
Dekoration des Dichters	105
Fischotterdame	106
Arthur Rimbaud aus Charleville	107
Delila oder So ist das Leben	108
Der Rebell	109
Mit zwanzig kannte ich die Welt	111
Über dem Tischchen im Schlafzimmer	119
Nachwort	121
Textnachweise	140



Erich Jansen (1897–1968)

Die grüne Stunde

(Aus den Kindheitserinnerungen)

In den Sommerferien waren die Kinder des Seminarlehrers Brügge unsere Spielkameraden. Im ganzen Ort waren sie als Taugenichtse bekannt. Nur beim Schachspiel betrugen sie sich äußerst sittsam und bedächtig. Wurde bei Brügge's im Studierzimmer das Schachbrett auf den Tisch gelegt, bekam alles den Hauch einer seltsamen Weihe – dann begann die »grüne Stunde«. Dicht am großen Fenster zum Garten hin wurde die Schachpartie ausgetragen.

Über dem Fenster befand sich an der Außenseite ein Glasdach, welches völlig mit wildwachsendem Wein und anderem Grün überwuchert war. Immer stand die Sonne darauf. Und wäre sie mal fortgegangen, bei einer Schachpartie hätte sie sich schnell wieder eingestellt – zur »grünen Stunde« eben, die uns Kindern das Wunder einer leuchtendgrünen heißpulsierenden Welt offenbarte, die uns bis in das Herz der Blätter schauen und ihren Atem fühlen ließ. Da waren grüne Flächen, die wie Riesensmaragde gleichsam aus sich selber leuchteten. Dunkelgrüne Turmaline von kühlen Abstand gebietender Vornehmheit flankierten sie und hielten *ein Auge* darauf, daß keiner die Berührung wage und der Beschenkte fühle das Wunder dieses Leuchtens. Oft zuckten diamantene Blitze wild durcheinander – das Zimmer erhellend – gleich aber ertrinkend im Dämmer schläfrig müder Schatten. Über die sterbenden Feuer aber sandten chrysoprasgrüne Lanzenblätter mit fuchsroten Rändern erregt ihre flackernden Pfeile voll blendenden Lichts. Und besänftigend rauschte dann oft der Sommerwind durch das traumbewegte Grün, wohl schonend die kleinen verängstigten Sonnenkringel

auf der Fensterbank, die sich aber dann doch mit einem heimlichen Husch in der Mauerritze versteckten.

Alles war wieder ruhig geworden. Nur winzige Lichtflecken sanken noch melancholisch nach unten ins braune, trockene, scheinotote Gehölz. Ab und zu raschelte es darin. Und zu einer bestimmten Zeit, wenn es im Garten und Hause ganz stille geworden war, knisterte es da geheimnisvoll den Stundenschlag der Gartenuhr.

Unweit des Fensters floß ein Bach durch den Garten. Der Geruch seines Wassers drang bis ins Zimmer und brachte von der Hecke den Jasminduft mit herüber. Überall war ein herrliches Wachsen und freudiges Drängen der Kräfte. Nur eine alte graugrüne Kiefer, welche gar nicht mehr wußte, warum sie so dicht an der Mauer wuchs, schaute uns immer traurig an, teilnahmslos, wie ohne Empfindung ließ sie ihre Finger, die dünnen dünnen Nadeln, vom Winde wärmen.

Ein Blatt hatte der Schöpfer an dem wunderschönen Pflanzendach vergessen und eine Lichtung gelassen – dort schwammen seidigweiche Wölkchen im tiefblauen Himmel, und ich entsinne mich noch..., eine Libelle kam durch diese Lichtung voll Majestät geflogen, setzte sich mitten auf das Schachbrett und besah sich die toten Elfenbeinfiguren am Rande des Schlachtfeldes. Stolz waren die Sieger, die roten Karneolfiguren, stehen geblieben, rührten sich nicht und blickten wie über alte venezianische Fliesen hinweg dem Tier in die Augen... Mit verhaltenem Atem zogen wir die Arme vom Tisch.

Draußen unterbrachen die Grillen ihr Sommerkonzert. Maria Brügge saß in der dunklen Ecke des Zimmers. Auf ihrer Brust träumte ein roter Klatschmohn von seinem letzten Sonntag im Weizenfelde.

Die Strohblumen


(Tante Settchen)

Wenn der Januarfrost in den Eisblumen des kalten Fensters knackt und der wärmefeindliche Wind heulend seine Musik dazu macht, dann kann trotz alledem in Deinem Zimmer der Sommer wohnen. Fünf Briketts, von denen Du eine Menge auf die letzte Kinoreklame hin kauftest, zaubern den Sommer in Deine Stube und machen sie warm, so es die Kinobilder versprochen.

Aber den Sommer in leibhaftiger Gestalt, den Sommer in Farbe und Licht, den hast Du erst bei Dir, wenn auf Deinem Tische Strohblumen stehen. Es ist nicht der Sommer der tiefatmenden wasserzehrenden drängenden Kräfte, des saftgrünen Wachsens, es ist vielmehr der Sommer der mittagsstillen strohigen Hitze, der Schweißperlen auf der Stirne trägt und etwas müde ausgetrocknet im Heuduft einer abgemähten Wiese schläft, und wiederum ist es farbiges, goldhelles, orange, lilaweißes, graurotes Stroh eines gestorbenen Sommers mit dem tiefen lebendigen Duft der Erinnerung. Mit einer lebendigen Erinnerung, welche so stark ist, daß man den Tod des Sommers gar nicht glauben will.

Es ist überhaupt etwas Merkwürdiges um die Erinnerung. Was ist Erinnerung? Wir wissen es so wenig, wie wir keine Antwort geben können auf die Frage: Was ist Leben?

Zurück zu den Strohblumen: Im Hause meiner Großeltern gab es vor vielen Jahren eine alte Tante Settchen. Tante Settchen wohnte nicht bei den Großeltern, aber sommers, wenn brütende Hitze über dem Hause lag und Türen und Fenster weit gegeneinander losstanden, um Durchzug zu schaffen, saß oben im Hause im hellen son-



nigen Bügelzimmer Tante Settchen bei verschlossenen Fenstern und flickte, was es so alles zu flicken gab. Sie saß im Bügelzimmer, obschon mir hier ein Bügeleisen nie zu Gesicht gekommen ist. Tante Settchen war ein Mensch weiblichen Geschlechts, wie es durchweg alle Tanten sind. Für mich war sie eine wandelnde Riesenstrohblume. Dürr aber zäh wie der Stiel unserer Blume waren ihre Gliedmaßen; das durfte man ahnen und sah man an ihren knöchigen flink zupackenden Fingern und den blaugrün geadernten Handrücken. In ihrem faltenreichen pergamentfarbenen Gesicht lebte unter den grauen Tantenaugen eine abgeschiedene große Jugend. Blaugrau mit einem darüber huschenden hellvioletten Schein sah man dort den farbigen Niederschlag einer verträumten fürstlichen Vergangenheit. – Tante Settchen war eine Adelige, mußte aber in ihren alten Tagen bei Bürgersleuten ihr Brot verdienen. – Dort unter ihren Augen lebte die Seele ihrer sonnenerfüllten Freudentage weiter, so wie in den Strohblumen das Gold und der Duft des Sommers noch weiter leben, wenn draußen frostiger Wind an den Blendladen zerrt. Dürr war Tante Settchen, ich sagte es schon, und fahl wie die große ovale farbenlose Tischplatte, daran sie saß und ihre Fingernägel waren abgewetzt, brüchig und verschlissen, gleich ihrem Schneidermesser, das im nächsten Sommer rosten muß. Wenn sie sich bückte, um eine Nadel aufzuheben, dann rauschte und knisterte es in ihrem grauseidenen bleichgrünen Kleide genau so, als habe ein wohlmeinender Wind den Strohblumenstrauß auf der Kommode besucht, und das Schillern der kleinen Perlmutterknöpfe an ihrer Halskrause unterschied sich kaum von dem matten Blinken der sich bewegendenden Strohblumen. Tante Settchen tat keinem Menschen etwas zuleide, war immer »unsere Tante« mit dem hinzukommenden Duft getrockneter Apfelringel und doch nicht klatschsüchtig, hatte keine Launen und war stumm, wie alle Strohblumen stumm sind.

⊕

Doch als im drauffolgenden Jahre das Bügelzimmer neu tapeziert, der ovale Tisch angestrichen wurde und Blumenkästen vor den offenen Fenstern in der Sonne leuchteten, starb Tante Settchen.
Neue Strohlblumen wuchsen in den Gärten.

Schierling

(Herbstlicher Abendgang)

In der Ferne ertrinken die letzten Geräusche der in Dunkelheit sinkenden Stadt. Dicht zu meinen Füßen beginnt ein immer einsamer Sumpf. Riesenflächen der eindringlich riechenden Pestwurz umranden ihn. Ihre großen Blätter tragen schwer an der einfallenden Dunkelheit. Hoch oben am Himmel entfliehen die letzten Wolken des Tages in eiliger Hast, wie geängstigt vom Anblick des düsteren Orts, und bald wird es wie eine große Traurigkeit über dem schwarzen Sumpf liegen. Einige Schierlingdolden stehen hoch über den Pestwurzblättern, ihre hellen weißen Blütenbüschel tänzeln irgendwie heiter beschwingt über dem grünen Blättermeer, aber zu dieser Stunde ist ihr Leuchten unheimlich, wie von Gewitterluft geboren.

Ein Leuchtkäfer steigt steil in den Himmel.

Das Wasser hier lebt; wie ein gliederloses Riesentier liegt es im Boden. Sein ganzer elementar nasser Leib ist ein einziges Auge, das nach oben zu den Sternen schaut, ein einziges Auge, darin es die Tiere leben und die Pflanzen wachsen läßt, darin es alle Geräusche des Himmels, wie der Erde hört. Denn nicht nur sieht es, und Dich selbst bedrückt es mit bleiener Kraft.



Mein Gott, was für eine Welt! Und was bist Du selbst in dieser Welt? Was tut das Wasser hier? Sicherlich sieht man Dich, und die Pflanzen spüren irgendwie Deine Nähe. Aber selber kennst Du Dich nicht, wie willst Du die Welt um Dich verstehen können?

Darum also... steigt immer aus der tiefsten Tiefe unseres Gemüts ein Lächeln, ein bitteres Lächeln, das leise Einverständnis nickt zu aller Einsamkeit des Herzens, zu aller Hoffnungslosigkeit auf Erfüllung unserer Sehnsucht nach letzter Erkenntnis.

O göttliche Resignation, wie halte ich Dich fest, da der Teufel Verzweiflung verschenkt.

Am Horizont irrlichtert ein Radfahrer, als führe ein Einsamer in drückender Stille mit großer Vorsicht über die Erdenkante. Moderne Sumpfpflanzen blicken mich an wie Gespenster. Aus einem sturmzerfetzten Pappelstumpf sprechen die Toten dieser Landschaft. Ein Wind kommt hinzu, laut klagend, dann aber, sich selbst und den Pappelstumpf beschwichtigend, legt er sich weinend unter den Pestwurzblättern schlafen und atmet jetzt wie der Hauch der modrigen Pflanzen. Eine schwarze Libelle stößt unbekümmert über das metallisch, urweltlich blinkende Wasser, über das dunkle ungeheuerliche Auge, nicht achtend der zitternd sich ihr neigenden Gräser. Vom Rücken her drohen mich schleichende Nebelschwaden einzufangen. In meinen Gliedern steigt es wie frostige Nässe zum Herzen. Tränen stehen in den Augen: Zu einem Toten ging die Erinnerung; Erinnerung... die übrigblieb.


Da beginnt eine Grille ihr harzig trockenes Knarren, und ein wenig erleichtert gehe ich nach Hause, im Herzen die Wehmut behaltend.



Die Zuckerrose


(Erinnerung)

Draußen war müdes Dezemberwetter. Der Vater hatte Geburtstag. Noch war niemand im Zimmer, doch über allem lag bereits der Atem der Festlichkeit. Eine frische gelbseidene Decke zierte den Tisch. Von der Wand herab sahen die Urahnen mit wohlgefälliger Geruhsamkeit auf die goldgeränderten Tassen, auf die verzierten Kuchenmesser, die aus tiefen Schubladen hervorgeholt waren, und auf die leeren Stühle. Unaufhörlich spielte draußen der Schneeregen gegen die Fensterscheiben des warmen Zimmers. Die Tür geht auf. Der Vater und die Söhne treten ein. Hinter ihnen sucht sich die Mutter den Weg, den kostbaren Kaffee mit beiden Händen vorantragend. Das wunderschöne Fräulein auf der Spieluhr sieht es, hebt viermal kapriziös ihr Füßchen, hört viermal selbst entzückt ihr zauberisch Klingklang an, um aus geheimnisvollem Rascheln wieder wundersam und lächelnd in Schweigen zu versinken. Bald wandern Gedanken der Liebe und Freude über den Tisch. Warme Herzenswünsche für den Vater sind dabei. Mit einem kurzen Blick sah man die leuchtenden Augen des Bruders, fühlte den stillen Blick des gütigen Vaters, dann schnitt die Mutter die ersten Stücke vom Rande. Ganz vorsichtig tat sie das; denn der Kuchen war ein richtiges Kunstwerk, der Kuchen hatte eine Seele. Genau in der Mitte lag duftend ausgebreitet eine rote Zuckerrose. Durchscheinend zarte Blättchen waren es, die konnten nicht zum Essen sein, so schön, so zart und atembeschwingt lebten sie gleichsam, und doch sollten die einmal umkommen, und schon sehr bald. Uns allen schmeckte der Kuchen ausgezeichnet. Es wurde



viel gesprochen. Der Vater erzählte eine oft verschenkte Schnurre, doch weil er selbst sich daran erfreute, mußten wir alle herzlich lachen wie beim ersten Male. Zwischendurch kamen viele Stücke auf einen großen Teller für die Nachbarskinder. Die griffen danach, als sei darin alle irdische Seligkeit verborgen.

Unberührt blieb die stille Rose. Wer hätte es anders wünschen mögen. War doch ein richtiges holzbraunes Gitter aus Schokolade drumherum gesteckt, augenfällig, einer frechen Seele mit gierigem Gaumen den Eintritt verwehrend, und an der Außenseite des Gitters standen rundum silbern behelmte Blümchen. Oh, das waren starke Wächter. Ihr Zuckerleib war hart wie Stahl, man mußte sich die Zähne daran ausbeißen, und das schmerzte. Ja, sogar ein Wassergraben, blau wie der Himmel, war weit außen herumgezogen. Wenn man an einem solchen Wassergraben gräbt oder schneidet, dann fließt das Wasser aus, darum schnitt das Kuchenmesser vorsichtig dran vorbei.



Am Abend verabschiedeten sich die Söhne von ihren alten Eltern und fuhren in alle Himmelsrichtungen zu ihrer jungen Familie. Im Holzrahmen der Kupeefenster fror die Landschaft nächtlich endloser Schneefelder. Mit dem Zuge eilte auch, von Gedanken getragen, eine blaßrote Rose wie ein hilfloses Irrlicht über die Schneefelder. – Plötzlich schlug ein kalter, grauer Regen gegen die Fenster. Lauter Tränen blieben daran hängen, man konnte nicht mehr durchsehen.

Da mußte auch die Zuckerrose auf dem Kuchen ihr Leben lassen...



Die weiße Lilie

(»... nur eine Pflanze«)

In allen Winkeln unseres Wohnzimmers liegt schwer und müde die Dämmerung, die Fenster sind geschlossen gegen Wind und Abendkühle, gelassen sitze ich im Lehnstuhl und lausche einer Elegie von Grieg. Ein dänischer Sender spielt. Bei solcher Musik lockert sich das Herz – und die Seele des Menschen und die Augen erspähen wacher als sonst die Geheimnisse um Dinge des Lebens. Gedankenverloren schaue ich in die Dämmerung, und mein Blick wird gefangen von einer hohen weißen Lilie, die einsam im Winkel des Zimmers steht. Immer heller jetzt und mit immer schärferen Konturen und Farben sehe ich sie vor mir. Längst ist die Sonne unter die tiefsten Dächer der Häuser gesunken, da bemerke ich deutlich, wie sich die langen Staubgefäße der Lilie strecken, wie sie in Sehnsucht und Wehmut der scheidenden Sonne sich neigen, immer wieder neigen und im letzten Verlangen zitternd... still –, ganz stille *stehen bleiben*, denn sie sind in der Blüte festgewachsen und können nicht fort durchs Fenster der Sonne folgen. Ja, auch die summenden Bienen und anderes bunt-schillerndes Volk haben sie heute nicht besuchen können in ihrem duftigen Gehäuse; die arge Hitze des Tages hatte Blendläden vor die Fenster befohlen, und jetzt am Abend blieben die Fenster ebenfalls geschlossen, weil der Wind unruhig, zu vorlaut blies. Ach, wie arm war doch diese schöne Lilie, und wie rührte sie an mein Herz. Und siehe, aus der Mitte der Blüte löst sich vom Fruchtknoten eine Träne, – eine dicke, glasige Träne fällt lautlos in die Topf-erde. Da rührten sich wieder die Staubgefäße, die alle das traurige Schauspiel umstanden, schauten ganz scheu und



tief nach innen mit ihren samtbraunen Köpfchen, nickten, als ob es sie frör und schliefen traurig, ganz traurig ein. Wie all dies geschieht, kommt mein kleiner Junge ins Zimmer, den Nachtgruß zu sagen: »Vater, was hast Du?« Draußen horchte der Wind vorm Fenster und rührt sich nicht.

Die Welt versank in Abgrundöde, und raunend stieg die Majestät der Stille jetzt empor. Es wurde Nacht. Die weiße Lilie war ganz schwarz...

Das Schicksal der hochmütigen Aloë

Tief im Urwald des fernen Ostens lebte unter den wilden Tieren ein weißer Mann. Man wußte nicht, was ihn veranlaßt hatte, in diese geheimnisvolle Weltabgeschiedenheit zu flüchten, doch merkwürdig an ihm war, daß er mit den Tieren sprach, wie früher mit seinen Menschen.

Eines Mittags, als er zur gewohnten Stunde inmitten seiner Äffchen, Papageien und grün leuchtenden Lianen mit dem Rücken gegen den schlafenden Elefanten gelehnt in selbstvergnügter Laune ruhte, aus offenem Munde die Wölkchen des blauen Himmels begähnend, kam wieder der schwarze Orang-Utan aus dem Dunkel des Dickichts, das den lichtgrünen Siestaplatz umsäumte. Leise und plump trat er an den schnarchenden Mann und flüsterte ihm eine seltsame Entdeckung ins Ohr. Da nahm der Mann seine Flinte, den Dolch und die Axt und lief dem Orang-Utan nach, welcher schon mit wichtigtuender Gebärde den Wegweiser spielte. Dicht hinter dem weißen Manne aber hüpfen und kletterten die braunen Äffchen und belustigten sich possierlich über die Aufgeregtheit des Mannes, der vor ihnen schritt. Der Elefant war zurückgeblieben. Dies ganze Getue verstand er nicht.



So ging es stundenlang durch den Urwald. Endlich war die Stelle erreicht, wo der Orang-Utan ein gar seltsames Zwiegespräch zwischen den Pflanzen vernommen hatte. »Pst!« schnauzte er, legte sich auf den Boden, wie es bald alle taten und lauschte. Auch der Doktor lauschte. – Der weiße Mann war nämlich ein Doktor. – Und seltsam, eine Enzianpflanze klagte, ja schimpfte mit der großen Aloë, die ihre blaugrünen dickfleischigen Wedel großmütig vom Winde hin und her bewegen ließ.


»Du liebe große Aloë!« sagte das Enzianpflänzchen, »nicht ein bißchen Sonnenlicht gönnst Du mir, nicht ein bißchen Farbe meinen Blüten, die doch so gut zu den Füßen Deiner Schönheit sich ausmachen würden. Oh, wie hartherzig Du bist!«

»Deine Blüten eine Zierde meiner Erde? Ha, ha, ha«, lachte die Aloë. »Du bist zu klein, kriechst immer nur am Boden und siehst daher nicht die Blüten tropischer Pracht, die ich hoch oben in den Lüften trage. Diese sind rot, wie das Blut der Menschen und purpurn, wie ein Königsmantel, der Distanz befiehlt..., hörst Du kleiner Enzian? Und darum sage ich Dir, entferne Dich aus meiner Erde und pflanze Dich zurück in das Land der Tibetaner, wo Du hergekommen, dort auf der rauhen Höhe ist Dein Platz!«

»Oh, oh...« brach der Enzian in Schrecken aus, dann ließ er alle Bitterkeit in seine Wurzel fließen.



Ganz aus der Nähe hatte ein Faulbaum die mitleidslosen Worte gehört, aber anstatt das arme Enzianpflänzchen, das ganz verschüchtert war, zu beruhigen und die Aloë mit seinem kräftigen Besen zu strafen, stellte er sich schlafend unter der Rinde, die sein Gesicht verbarg. Offenbar wollte er es mit der Aloë, dieser eingebildeten, hochmütigen Person, nicht verderben, wahrscheinlicher war er zu feige und faul.

Da aber packte den Doktor die Wut. Mit kühnem Anlauf schwang er sich auf die Schulter des Orang-Utans, nahm seine Axt und schlug der Aloë die dicken breiten Blätter



vom Rumpf, sprang herab zur Erde und riß dem Faulbaum die Rinde vom Gesicht. Das Enzianpflänzchen aber grub er behutsam aus der Erde, und der Doktor wurde ganz traurig, als er so viel Leid in seinen Händen hielt. Doch die rauhe Wirklichkeit fordert Nutzgedanken. Zweimal pfiß der kühne Abenteurer, da kamen aus dem ganzen Umkreis die bestellten Eingeborenen, trugen die Rinde des Faulbaums, die Blätter der Aloë und die Wurzel des Enzians zu dem nahen Schiff, das nach Europa fuhr. Hier mußten die Zankenden Frieden schließen, kamen in die Apotheke und wurden zusammen mit anderen Pflanzen geläutert zur Pille.


Sturmnacht




Langsam und müde war der letzte Lärm aus den Straßen der Stadt gewichen. Nun überall hin senkte sich drängend die Ruhe der Nacht, fiel tief und schwarz herab in alle Winkel und machte die Erde stumm.

Als fielen regelmäßig Bleitropfen herab, so tickte die Uhr des Zimmers – so still war es ringsum...


Kaum vernehmbar huschte ein spitzes Rauschen am Fenster vorüber, dünn pfiß der Wind hinterher und rüttelte an der Blendlade. Ein übler Gesell hatte sich da gemeldet, ein Gesell, welcher die Nacht liebt, weil diese die Menschen blind macht. Für ihn war die Arbeit am Tage mitunter schwer, denn dann wußte man seinem Tun Fallen zu stellen. Doch, wenn die Nacht ihm half, war es schlimm um die Dächer der Menschenhäuser bestellt. Und da läuft er jetzt laut und dreist pfeifend draußen vorm Haus hin und her und rüttelt auch schon stärker an den Blendläden, um mich zu schrecken. Ein zweiter Bandit stellt sich mit



rieselndem Rauschen ein. Es ist der Regen, der Wasser in die Flöte des Burschen gießt, und nun pfeift und schrillt er auch schon, ein richtiger Sturm, läuft rasend ums Haus, in die langen Straßen der Stadt und zurück ums Haus setzt er mit kühnem Anlauf aufs Dach, zertrampelt schnell einige Pfannen und springt auf die nächsten Häuser. Immer mit ihm der Regen und beide geschützt unter dem schwarzen Tuche der Nacht. Gemeinsam streifen sie jetzt durch verlorene Gassen, steigen wieder hinauf auf die Dächer und blicken in einen schmutzigen Innenhof. Etwas beruhigt gleitet der Sturm dort hinab und setzt sich vergnüglich auf eine Regentonne. Fast lustig pfeifend wird er wieder zum Wind, zum lieben Wind, kramt zwischen alten Kisten und Konservendosen, erstaunend, sehr erstaunend streichelt er bald diesen, bald jenen Kistendeckel, klappert damit und singt ein Lied dazu auf seiner süßen Flöte. Da sieht er ein schmutziges Loch, und schnell klatscht der Regen hinein, der es auch gesehen, und wäscht und wäscht – welch possierliches Spiel.



Ausgeruht klettern beide nun zu den höchsten Dächern der Stadt. Der Wind tritt dabei wieder eine Pfanne ab, ist aber selber bereits auf dem Kirchplatz angekommen. Hier wurde der Regen plötzlich toll. Wütend zerreißt er mit knallendem Aufschrei das dunkle Tuch der Nacht, und im unheimlichen Weißlicht zeigt sich der sonst so stille Kirchplatz. Mit schrillum Pfiff war der Wind zum Sturm, vom Sturm zum Orkan, vom Orkan zum Wahnsinnigen gewandelt, rannte kurzatmig immer wieder gegen den größten und dicksten Baum des Platzes – nochmals, nahm einen heftigen Anlauf, packte fest zu und drehte ihm schnaubend den Rumpf ab.



Hinter der Sakristei stieg soeben die Helle des Tages herauf, und über den Kirchplatz wehte der abgeklärte Ton der Morgenglocke.

Der Sturm, der Regen und die Nacht waren über alle Berge!


Die Traumfahrt im Luftballon des Herrn Oberlehrer Funke

...und alles, alles Herzeleid
ward klingende Holdseligkeit
im süßen Duft von Wein und
Kuchen.

Eines Morgens schon sehr früh, es war noch ganz dunkel und im kalten Spätherbst, – ich lag noch zu Bett – stand der Oberlehrer Funke vom Gymnasium in meinem Zimmer und sagte: »Komm Edgar, wir müssen reisen!«
»Wohin?« fragte ich erstaunt. Der Oberlehrer blies seine roten Backen auf, rieb die Hände in der Nähe des Ofens, als ob er sie wärmen wollte. Aber der Ofen war noch kalt.
»Komm endlich, zieh dich an – draußen steht der Luftballon!«

Donnerwetter, dachte ich, was für ein Erlebnis, da war der Oberlehrer verschwunden. Meine Zimmertür war geschlossen. Er hatte mir noch zugerufen: »Ich warte draußen!« Daher zog ich mich schnell an. Die Dämmerung wob durch mein Zimmer und blieb leblos in den grauen Maschen der Gardine hängen.

So ganz paßte mir das nicht, so nüchtern und ohne heißen Kaffee sofort heraus nach draußen. Aber was wollte ich machen? Als ich die lange Hose übergezogen hatte – bis vor kurzem trug ich noch lange schwarze Strümpfe unter den wie abgeschnittenen Hosenenden – begann unten in der gegenüberliegenden Wirtschaft, in der man eine Petroleumlampe entzündet hatte, die Orgel zu fauchen. Dicke Töne preßten sich rot und golden aus dem Bauch der Orgel durch den nachtabgestandenen Bierdunst der Gaststube heraus durchs Fenster über die Straße in mein kleines Zimmer, und da war ich auch schon fertig und lief auf den



schmalen, dunklen, knarrenden Korridor. Die Töne der Orgel aber kamen hinter mir her und mir war, als erleuchteten sich die Wände mit grauen, kalt atmenden Schleiern. Rechts im Zimmer schnarchte Tante Josefine, geborgen noch im Aushauch der Nacht. Neben ihr schlief Tante Eurósia. Es waren die Pastorentöchter des Hauses, beide über 50 Jahre alt, die Töchter eines längst verstorbenen Arztes, bei denen ich in Pension war. Pastorentöchter? Nun, Tante Josefine hatte über 25 Jahre lang in jungfräulicher Demut und Zähigkeit ihrem Bruder, einem Domkapitular in Aachen, den Haushalt geführt, daher gleich für beide der Name Pastorentöchter und daher auch das durchaus Pastorale, Geistliche, Würdevolle, das im ganzen Hause und vor allem an den Wänden lebte.

Ich dachte an den Domkapitular. Ölgemalt im violetten Gewand wird er jetzt nebenan im besten Zimmer zu sehen sein. Es wurde draußen schon heller. Ach im Sommer, dann sah der alte Herr in seinem Bildrahmen so prächtig aus. Im Sommer, da war auch der alte weißlackierte Gasofen hier im besten Zimmer nicht in Tätigkeit und roch nicht und dann standen oft die beiden Eckfenster gegeneinander offen und dann tönnte die Sonne durch die weißen lindgebauchten Spitzengardinen, daß einem ganz fröhlich und sommerlich im Herzen wurde von dieser lauterer Reinheit und spielerischen Spitzenseligkeit, und oft kam es mir vor, als ob die gestickten Spitzen nach Marzipan und durchbrochenen Oblaten röchen, so märchenhaft schön war das.

Nun...?

Ich war bei dieser Betrachtung im dunklen und niedrigen Endzimmer des Korridors stehen geblieben, als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde – die Tür, welche aus dem zweiten Stockwerk direkt nach draußen auf die Bergstraße führt – und der Oberlehrer ungeduldig fast aufbrausend mir zurief: »Aber nun komm doch schon, ich kann doch nicht stundenlang warten!« »Entschuldigen Sie Herr

Oberlehrer«, sagte ich, »entschuldigen Sie... Herr Funke!«, wiederholte ich etwas unbekümmerter. Da sah mich der um zehn Jahre ältere Oberlehrer prüfend von der Seite an, zog lächelnd sein Schnupftuch und schnäuzte sich, denn es war kalt.

Wir gingen nun oben an der Laurentiuskirche vorbei den Weg zum Gymnasium. Zu unseren Füßen schliefen noch die Häuser der Stadt. »Wo steht denn der Luftballon?«, fragte ich voll Erwartung, erhielt aber keine Antwort. Der Oberlehrer war ein Mann von etwa 27 Jahren. In der Klasse trug er immer große gelbe Schuhe, einen dickgewundenen roten perlgraugepunkteten Schlips und aus seinem Gesicht leuchteten zwei große braundunkle Augen. In der Haltung des Körpers, in den Bewegungen der Arme und im Rhythmus seiner Rede ganz leuchtender Apoll, lauschten ihm voll Ehrfurcht seine Schüler, wenn er von den Irrfahrten des Odysseus erzählte und die Gestalten mit tönendem Pinsel in die Luft malte.

Dieser Mann sollte nun mein Reisegefährte werden. Aber ich sah ihn nicht mehr, nicht einmal als dunkel verschwommene Gestalt in der allmählich sterbenden Nacht. Ich hörte nur das Schnupfen seiner etwas platten Nase und seine durch Wein gekräftigte durchaus gesunde und noch morgenfrische Stimme. Weil ich ihn nicht sah, verfiel ich abermals in Betrachtung über die Häuser, die unten am Berg lagen. Ja, dort unten in dem gelben noch verhangenen Hause, dort schläft jetzt Fanny Schickledt, die Tochter des Rechtsanwalts. Der Vater sitzt tagsüber hinter einem großen Schaufenster, dahinter man eine Gardine gezogen hat. Fanny Schickledt ist das schönste und aparteste Mädchen der ganzen Stadt. Sie ist voll und groß gewachsen, ihr Gang ist federnd bestimmt und unter dem rötlich gekräuselten Goldhaar hat sie ein sommer-sprossiges Gesicht mit einem recht eigenwilligen Näschen. Sie hat ein Verhältnis mit Richard Schratt, dem Sohn des Eisenwarenhändlers. Er ist der beste Turner des Gymnasi-

ums. Da kann ich nicht mit. Ich bin fürchterlich verliebt in sie. Ich glaube, sie weiß es auch. Als ich ihr neulich in der schmalen Gasse begegnete, erwiderte sie zwar meinen Gruß, machte dabei aber ein ziemlich gleichgültiges Gesicht. Wie dumm, daß ich nicht Richard Schratt bin.

Wir mochten etwa 20 Schritte gegangen sein, als wir am Eingang der Laurentiuskirche standen. Von hier aus führt eine Straße etwa 200 Meter talabwärts in die Stadt. Wie oft war ich hier an späten Winterabenden, wenn die Straße leer war und tausend Sternchen im Schnee glitzerten, mit dem um sechs Jahre älteren Fräulein F. hinunter geredelt. Dann hatte ich auf dem Schlitten hinter ihr sitzend mein frierendes Gesicht im Moschusduft ihres filzigen braunen Mantels vergraben, während meine beiden Arme und Hände an ihrem schwarzen Ledergürtel liegend ihr kaltes Äußere umschlangen. Fräulein F. hatte eine silbern klingende Stimme und war eine Circe im wahrsten Sinne des Wortes. Und sie wußte um ihre geheime Macht. – Der Oberlehrer schnäuzte sich immer noch und schien die langen Beine spreizend eine Prise zu nehmen. Um mich aber ganz von seiner Gegenwart zu überzeugen, sagte ich: »Oben betet der Pastor.« Das Pastorat lag nämlich in unmittelbarer Nähe auf einer Bergzunge. Ich sehe ihn, er hat die Kniee in den roten Sammet seines Betschemels gedrückt und er sieht aus wie der Papst, soviel Heiligkeit ist um ihn herum.

Ein Windstoß kam. Über uns schaukelte ein mächtig aufgeblasener Luftballon.

»Steig ein!«

»Donnerwetter, daran hatte ich gar nicht mehr gedacht.«
»Das weiß ich«, sagte der Oberlehrer. »Du mußt auch in der Schule besser aufpassen. Du hast wohl Phantasie, mein Junge, aber Phantasie alleine tut's nicht. Also schnell hinein!«

Und schon flogen wir mit Windeseile steil in den Himmel.

Die ganze Stadt unter uns gähnte auf, als ob sich ein großer Mund öffnete, als ob ein grauer, von der Morgenröte beschienener Riese sagen wollte, nun ja, fahrt wohl, macht aber, daß ihr weiter kommt in euerem Luftballon, sonst zerschwatzt ihr mir noch meine schöne Stadt.

Oh, ich erkannte ihn, diesen Riesen. Mitten in der Stadt hatte er seinen Palast. Von seinen Fenstern aus gingen die Mietskasernen aneinandergereiht wie in einem Spinnetz und der Riese, der große Bauunternehmer, dem alle diese Häuser gehörten, paßte auf, daß alle Mieten pünktlich eingingen. –

Im Keller hatte er ein großes Goldfaß. Plötzlich sagte der Oberlehrer: »Junge, was faselst Du da, paß auf die Meßinstrumente auf.« Das kann ich nicht, war meine Antwort. »Wo sollte ich das gelernt haben?«

»Trauriger Junge!«

Aber inzwischen war es strahlend hell geworden, und der Mann neben mir hatte ein gelbes Gesicht bekommen – und sah ganz verändert aus. Ich sprach mit ihm darüber. Er lächelte und sagte, wir sind älter geworden, mein Junge, müssen nun aber Beide zusammen die Welt erforschen. – – –

Wir befanden uns in einem fremden Lande.

Ich lief in ein Schloß, das mitten in der Stadt lag. Aber schon in der mit hellen Teppichen ausgeschlagenen Vorhalle waren die sonst bekannten Straßengeräusche verschwunden. Die Türsteher schienen mich nur insoweit zu beachten, wie sie es gewohnt waren, souveränen Persönlichkeiten die kaum merkbare alltägliche Reverenz zu erweisen. Ich mußte also wohl zum Schloß gehören und so empfand ich es auch, und dennoch war mir alles fremd. Ich schritt durch dunkle breite Flure, deren Wände nach Zedern und Juchten dufteten. Unter meinen Füßen blinkten schwarze spiegelglatt polierte Hölzer.

Wo waren nur meine Schuhe geblieben?

Da kam aus einer plötzlichen Lichtung ein eigenartiges

Rauschen. Ich erblickte einen Garten voll der merkwürdigsten Geheimnisse und eine Frische all meiner Empfindungen überkam mich, wie ich sie niemals kennengelernt hatte. Grüne Riesenblätter mit wunderlichem Geäder, darin man die Säfte wandern sah, wedelten mir über meinem Kopfe wohltuende Kühlung zu und rosenzarte handgroße Blüten entfalteten wie zu einem kurzen Blick ihre Blätter und schlossen sie wieder. Zu meinen Füßen durchstießen schmale Silberfische in entgegengesetzter Richtung die lebhaft fließenden Wasser eines Baches, und die Gräser des ganzen Gartens, die mit myriaden opalglänzender Wassertropfen übersprenkelt waren, sangen das Lied der ewig drängenden, ewig unruhvollen Liebe, die wir nicht begreifen und nicht stillen können, auch wenn alle Wünsche sich in den Tränen der Glückseligkeit verlören. Diesem Lied der Gräser hörte ich zu, mein ganzes Herz öffnete sich und ich fühlte mich schon in der Seele befreit und wie zu ihnen gehörend, da umfaßten die warmen schmalgliedrigen Finger einer Frauenhand meine Stirn.

»Fanny!« rief ich. Wir traten in das Zimmer zurück. Zum erstenmal spürte ich den Duft ihrer Haut, die Nähe ihres sprechenden Mundes und der spielenden Grübchen in den Wangen. Über ihre bewegten zart gezeichneten Nasenflügel huschten die Goldschimmer ihres Haars. Ich wollte ihren Mund, die Wangen, Stirn und Haare küssen, da riß etwas. — — —

Der ganze Garten, eingenommen die vorüberziehenden weißen Wolken oben im blauen Himmel, welche erstaunt über dem Garten stehengeblieben waren, entpuppten sich als Teile einer kunstvoll erdachten Maschinerie. Überall hörte man das Surren auf- und einspringender Federn. Dunkle Veilchen am Bachrand verschwanden, weiße Anemonen ohne Stiel und Wurzel stiegen mit seltsamer Gebärde zur Höhe, die Sträucher schüttelten sich und die Silberfische blickten aufrecht stehend mit blauen Augen über die erregten Wasser. Erstaunt und verängstigt rief ich:

Ist das hier ein Panoptikum? »Fanny! liebste...«
»Berühren Sie das Mädchen nicht!« herrschte mich ein geräuschlos hinzugetretener Schloßaufseher an. »Es fehlt uns nicht an Mitteln, zudringliche Verehrer auszuschalten. Verehrer ohne Haltung«, brummte er noch abweisend in seinen Bart und drückte gleichzeitig einen Hebel zu Boden. Die göttliche Fanny schien zur Wachsfigur erstarrt. Weit blieben ihre Augen aufgerissen. Wie sollt ich ihr nur helfen? Armes, armes Mädchen. Die Gartentür hatte sich geschlossen, der Aufseher war verschwunden und hatte alle übrigen Türen hinter sich verriegelt.

Wie nur heraus?

Heraus, heraus! schrie es in meiner Brust. Da ließ ich meinen Geist nach oben durch die Decke entgleiten und befand mich bald zu meiner eigenen Überraschung lebhaftig oben auf dem Dache des Palastes.

Unten in der Straße patrouillierte der Oberlehrer Funke unruhig hin und her. Ich rief seinen Namen. Überrascht blickte er auf. »Wie soll ich nur herunter kommen?« gab ich ihm durch Zeichen zu verstehen. »Unten durch den Palast komme ich nicht, Wachen!«

Der Oberlehrer blies seine Backen auf, blieb stehen und obschon er sehr weit von mir entfernt war, sah ich ihn in tiefem Nachdenken versunken. Plötzlich griff er in seine Seitentasche, dann in die Hosentasche, zog noch irgendeine Schnur heraus, unwickelte damit ein graues Paket, das nun auch schon zu mir heraufgeflogen kam. Und was war darin? Der bekannte braune Rauchschwamm und Streichhölzer. Ich entzündete den Schwamm und dicke graue Rauchwolken quollen bald von der Dachzinne herab. Ich lief nun seitwärts oben auf der Dachkante herum, da hörte ich auch schon den Oberlehrer rufen: »Leute, es brennt! Es brennt! Wo bleibt die Feuerwehr? Es gilt ein Menschenleben zu retten!«

Aber noch schneller als ich denken konnte, war sie da, und die Männer machten einen unheimlichen Lärm mittels

großer weißer merkwürdig klingender Porzellanglocken. Inzwischen dirigierte der Oberlehrer das schnelle Ausbreiten eines Sprungtuches. Als ich hinunter sprang, pff es nur so in der Luft und es schnürte einem die Brust zu. Doch ich war gerettet. Präzise wie im Zirkus stand ich aufrecht auf dem ausgebreiteten Laken und sprang mit einer dankenden Verbeugung heraus auf den Oberlehrer zu.

Jetzt aber schnell, flüsterte der Oberlehrer. Die ersten hundert Meter liefen wir im betont maßvollen Gleichschritt, dann aber hieß es „Beine einziehen!“ Wir flogen, flogen in unseren Luftballon, der uns am Ende der Hauptstraße entgegengekommen war.

Was dann geschah, habe ich tatsächlich vergessen. Jedenfalls – wir landeten in der Frühe des nächsten Morgen dort, wo wir aufgestiegen waren, hart an den Zweigen der Bäume vorbei, welche in dichten Reihen die Laurentiuskirche umstehen.

»So«, sagte der Oberlehrer Funke, »da wären wir zurück. – Geh schnell ins Bett. Schlaf dich aus! In die erste Stunde brauchst du nicht zu kommen. Ich spreche mit Herrn Professor Finkelnburg. Ihr habt doch Religion in der ersten Stunde? – Ich komme heute abend wieder.«

»Zu mir?«

»Ach, Fräulein F. sollst du das sagen, ich käme zum Kirchensessen. Wir stellen hier einen Tisch vor die Bank und werden heute abend dunkelrote Knappkirschen essen und uns noch erzählen, wenn die Fledermäuse schon fliegen. Nun schnell ins Bett!«

Ich machte eine tiefe Verbeugung, drückte meinem Führer die Hand und sagte: »Auf Wiedersehen, Herr Oberlehrer!«

Als ich wieder ausgezogen im Bett lag, begannen die Gardinen langsam ihre grauen Augen auszuwringen. Und da wurden auch im unteren Stockwerk des Hauses die Rollladen der Schaufenster hochgezogen. Mit jedem Ruck des Höherziehens sank ich in tieferen Schlaf.

So endete der Traum.


Als ich nach dem Waschen verspätet die Fenster meines Zimmers öffnete, hallten über die Straße die Schritte der wirklichen Fanny Schickledt. Sie kam vom Frühfischmarkt und trug in ihrem Handkorb einen großen Schellfisch nach Hause. Einen großen Fisch mit offenem weitgeschwungenem roten Maul, das – ich meine es nicht in häßlicher Absicht – eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Munde des Oberlehrers hatte, und ein blasser, schmal-schultriger knabenhafter Fisch lag daneben.

Michael Orsenjew. Eine Legende

[Auszug]



Die Wybrowas waren reiche Leute. Sehr reiche Leute. Spaziert doch gerade aus dem hellen Pferdestall Herr Wybrowa, Grandseigneur und Besitzer des »Goldenen Tellers«, und schnauzt über den Hof, daß die schwarze Geschirrwichse noch strenger roch. Ein Überlandomnibus, mit vier Pferden bespannt, fuhr in den Innenhof. Der Hausherr hatte mit dem Fahrer des Wagens sofort eine Auseinandersetzung. Er schimpfte, doch verstand man nicht, was er sagte. Anna öffnete das Fenster. Als der Vater sie erblickte, war sein Ärger verflogen:

»Wir fahren nach dem Essen hinaus, nach Kotta!« rief er ihr zu. »Zieh dich rechtzeitig um. Braune Jacke nicht vergessen. – Prof. Marrow kommt. Mama nimmt Unterricht – ich kann die Singerei nicht hören.« »Fein, Vater, herrlich!« antwortete die Tochter und schloß das Fenster.



In diesem Augenblick blitzten in der Sonne zehn blankgeputzte Fenster hintereinander auf, als wollten auch sie ihrer Freude Ausdruck geben: Das wird eine Landpartie! Herr Wybrowa hieb die Reitpeitsche durch die Luft, ging wippend in die Knie und strich mit dem Mittelfinger über seinen schwarzen Schnurrbart. Dann schritt er durch die großen Pilgersäle – in der Kirche hing ein wunderwirkendes Gnadenbild – und freute sich über den guten Appetit der Wallfahrer, die neben ihrem dampfenden Kaffee von goldgeränderten Tellern kleine Wybrowa-Männchen naschten, die zuckrig-köstliche Backspezialität seines Hauses.

Bialawa, die kleine rumänische Stadt, unmittelbar an der russischen Grenze, besaß zur damaligen Zeit keine Eisenbahn. Herr Wybrowa tat alles, um jedes neu einlaufende Bahnprojekt zunichte zu machen, und immer hatte er Erfolg. Wybrowas Kutschen allein blieben. Wybrowas Kutschen, sie waren die Eisenbahn von Bialawa, und begründeten zusammen mit dem Hoteletablisement den ungewöhnlichen Wohlstand seiner Familie.



All' diese Dinge kannte auch der zweiundzwanzigjährige Michael Orsenjew, der als Zeichner in der Messingkannen-Fabrik des Ortes tätig war und an Sonntagen mit den Allüren eines Kapellmeisters zum Tanz aufspielte, um noch etwas Geld hinzuzuverdienen. Dieser junge Mann, mit dunklen, erwartungsvollen Augen, weit ausladender Schläfenpartie, aber nur schwach entwickeltem Kinn, wäre dennoch seinen geordneten Lebensweg gegangen, wenn er nicht im besonderen Maße den Schönheiten dieser Welt leidenschaftlich verhaftet gewesen wäre. Ein beseligendes und zugleich schmerzhaftes Ausgeliefertsein an die Macht des schönen Objekts, ein unerklärliches Sehnsuchtsgefühl beherrschten ihn. Nie war es Freude allein, die er beim Anblick einer Blume empfand, sondern immer waren es die zum Symbol erhobenen Mahn-


zeichen Gottes, die aus Blüte, Blatt oder Kristall zu ihm sprachen.

Mit dem Staunen ist immer die süße Wehmut gepaart! Wie verhängnisvoll konnte sich ein so stark empfundener Bann auswirken gegenüber der vollendeten Schönheit einer Anna Wybrowa.

Michaels Vater war früh gestorben. Er hatte den Seinen gerade soviel hinterlassen, daß es zur Anzahlung auf eine Holzkate in einem benachbarten Bauerndorf reichte. Dort betrieb die Mutter, um das Nötigste zum Leben zu haben, bereits seit acht Jahren eine kleine Schankwirtschaft, welche oft tagelang keine Gäste sah. Sie lebten zu dritt, die Mutter, Michael und die kleine Nascha, die zur Welt gekommen war, als der Vater starb. Michaels Mutter, eine bürgerlich empfindende, mitteilsame Frau, konnte es nie verschmerzen, daß nach dem Tode des Vaters, als plötzlich die Geldeinnahmen fehlten, ebenso die Freunde des Hauses ausblieben. Der Gram der Mutter übertrug sich auf den Sohn und dieser wagte nicht, sich der schönen Anna Wybrowa zu nähern, obschon er sie über alle Maßen liebte. All zu gut wußte er auch von seiner Mutter:

Bei den Wybrowas spielt nur das Geld eine Rolle! Michael mied daher die Wybrowas. Sein Freund, der Apothekerssohn Aljoscha, bewunderte wie er die Schönheit dieses einzigartigen Mädchens. Aber sprach man davon, setzte sich Michael gleich ans Klavier oder zog seine letzte Fabrikzeichnung aus der Tasche, und dann gab es soviel zu besprechen und zu überlegen, das nichts mehr mit der schönen Anna zu tun hatte.

Ja, in der Apotheke von Bialawa, in der Apotheke »Zur schwarzen Minze«, dort fühlte er sich wohl. Die klingende Poesie durchschritt hier alle Räume und hielt in ihnen den ewigen Sommer gebannt, und der alte Pharmazierat Prischwin dankte es ihr mit tiefer Herzensgüte. Immer war Sonne über diesem Hause, immer strahlte es außen



unter dem blauen Himmel in den gleichen gelben und himbeerroten Farben und innen wirkte die Liebe goldene Bänder um alle Geschehnisse. Hinten in der Offizin waltete der alte Prischwin mit ruhevoller Gebärde zwischen dampfenden Dekokten und tropfenden Tinkturen. Die Einrichtung der Apotheke bestand aus schwarzem polierten Ebenholz, das hin und wieder schmale blaue Hölzer durchzogen. Der Fußboden zeigte dunkle und elfenbeinfarbene Fliesen in großer Quadratur. Als Krönung aber hing unter der vergoldeten Decke ein großer Strauß schwarzer Minze, das Wahrzeichen der Apotheke.

Vorne, wenn die Tür sich öffnete und draußen von den weißen Mauern der Kirche Licht geheimnisvoll mit blendenden Garben in die Offizin einfiel, dann war es, als öffneten auf Regalen und Gesimsen die Fayencen und Gefäße ihre Augen... den Eindringling zu prüfen, ob er auch würdig sei, das verzauberte glückliche Haus zu betreten und die Düfte zu atmen von Ambra und Johannisbrot, von Pottloh, Fett und Hexentod. Und wie behext knackste dann oft im blauen, etwas höher liegenden Nebenraum die Gewürzmühle, die Plinoff, der alte Stößer, mit fremdländischen Drogen versorgte. Plinoff war es auch, der die weißen Lakritzstangen aus Eibischsirup und arabischem Gummi fertigte, die dort aus geöffneten blinkenden Blechkästen immer frisch unter blauen, aus Papier gestanzten Spitzen dufteten.

Alles war hier so wohltuend warm, voller Geheimnisse und doch traulich, erzählten gar die Tapeten der Zimmer Geschichten von sonniger, uralter Herzlichkeit. Und so erging es auch dem Michael Orsenjew. Jedesmal, wenn er die Apotheke betrat, klang ihm das Ping-Pang über der Tür so zaubrisch, duftend musikalisch, als zöge ein seltsamer Wind durch seine Brust, die jeden Augenblick wieder Neues, Niegeschautes erwartungstrunken einsog.

Am heutigen Sonntag aber, als er Anna Wybrowa hinter der gläsernen Innentür vorübergehen sah, da schien ihm

alles wie im Traume zu lauschen und zu tönen. Mit klopfendem Herzen eilte er durch die Apotheke, um gleich über den Flur in Aljoschas Studierzimmer zu gelangen und, obschon es ihn ängstigte, wollte er doch noch den Hauch des Mädchens verspüren, das er über alles liebte in dieser Welt. Nein, warum sollte er sich nicht zeigen in seinen neuen hohen Sonntagsstiefeln? Er bezwang sich, und nun stand er der Anna Wybrowa von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Auf dem Tische lagen noch seine Zeichnungen, die er am Donnerstag hier zurückgelassen hatte.

»Sieh mal Anna«, sagte der Apothekerssohn, »das nenne ich Kühnheit der Form und das hier, schönste Künstlerarbeit wird das einmal sein. Michael kann schon was!«

»Eine solche Kanne haben wir ja bei uns in der Küche!« gab Anna zur Antwort und begrüßte Michael nur kurz.

Alle drei blieben stumm, als ob jeder mit sich selbst beschäftigt sei. Mutig brach Michael das Schweigen:

»Anna, wie unsanft hast du die Rose durchs Knopfloch gezogen!«

Leicht erstaunt erwiderte sie: »Die Rose opfert sich!«

Darauf Michael: »Weil sie stumm ist?«

»Ja, soll die Rose denn sprechen?«

Als Michael nun spitz erwiderte: »Sie spricht ja, läßt den Kopf hängen!«, nahm sie aus ihrem Knopfloch die Blume und steckte sie Aljoscha an die neue Schüleruniform.

Dieser errötete: »Aber Anna!«

Anna: »Schon richtig so, du bist Schüler der obersten Gymnasialklasse geworden. Ist das nichts?«

Sie schien mit Geringschätzung auf die billigen hohen Sonntagsstiefel Michaels zu blicken und empfahl sich mit einem Adieu, das sie zum Fenster hinaus sprach. Sie bewegte sich wie eine gefeierte Tänzerin. Michael hätte sie am liebsten ergriffen und an sich gepreßt, um sie mit Küssen zu überschütten, diese bestrickende, boshafte, unerhört schöne Gestalt.

Aljoscha suchte die Zeichnungen zusammen:

»Mach dir nichts draus, Michael! So sind die Mädchen, sind sie zu hübsch, werden sie gleich übermütig. – Die Mutter hat ihr den Kopf verdreht.«

»Ja, ihre Mutter«, antwortete Michael, »neulich – es war so große Hitze – wollte ich bei den Wybrowas ein Glas Wein trinken. Da ließ sie mir durch den Kellner sagen: Ich sollte besser mein Geld behalten und ihn zuhause trinken, da käme ich billiger weg. Sie ließ mich stehen; ließ mich einfach stehen. – Eine widerwärtige Person, diese Madame!«

»Ich weiß es, Michael; aber ich glaube auch, daß in der Anna ein guter Kern steckt.«

Abends, als Michael allein in seiner Stube saß, besuchte ihn die falsche Trösterin der vergeblich Liebenden, die Torheit. In sanfter Gewandung war sie erschienen. Er blickte ihr ins Gesicht und sagte: »Nein, nein!« Sie aber zuckte nur mit der Nasenspitze, rieb sich die schmalen Lippen mit der Zunge und flüsterte:

»Schreib, Junge, sei klug! Sagte nicht auch Aljoscha, daß die Tochter zugänglicher und anders geartet sei, als die Mutter?«

Und Michael schrieb nieder, was die Torheit ihm in die Feder diktierte: Er schrieb sein Märchen, das Märchen vom hölzernen Dirigenten und der schönen Tänzerin. Das sollte Anna Wybrowa lesen. Sie würde sich in der schönen Tänzerin selbst erkennen und gewiß seine Herzensnöte verstehen.

Den Anlaß zu diesem sonderbaren Märchen gab die Tänzerin eines Wanderzirkusses, der in Bialawa Station gemacht hatte. Diese Tänzerin hatte verblüffende Ähnlichkeit mit der Anna Wybrowa, nicht nur in der äußeren Gestalt, vor allem in der Art, wie sie zu schreiten gewohnt war. Das war die gleiche Anna Wybrowa, nur in der Zirkuswelt erlebt, und seine Seele gab sich diesem Rausche hin. Er sah sich in den hölzernen, schwarzbefrackten, me-

chanisch bewegten Dirigenten verzaubert, der im Zirkus auf der Musikerbrüstung festgeschraubt war und zu einem vorgetäuschten Orchester hin den Takt schlug, während ein Grammophon die eigentliche Musik machte:

»Als die schwarzen Ponys ihre Kunststücke gezeigt hatten«, so schrieb er in seinem Märchen, »rauschte auf ein hellklingendes Zeichen die Tänzerin in die Arena. Von ihrem lächelnden Gesichtchen rieselte die Anmut über ihren Körper hinab bis auf den stolzen Hengst, der muskelsatt im grünlackierten Zaumzeug die Arenarunden lief, als habe ein launischer Wind ihm die Tänzerin, diese große Frühlingsblume, auf den Rücken gewebt. Wie bestrickend war das alles, die Rundung ihrer schmalen Hüften, die atmende Brust, – ein einzig rosafarbenes Herz –, dieser knospende, kirschröte Mund und das kastanienrote, kraftvoll flammende Haar, das gebändigt war in einen Knoten mit duftenden Veilchen. Wenn man aber in ihre Augen sah, in diese dunklen, blauen Augen ihres bebenden Gesichtchens, so mußte man glauben, ihre Seele sei ein Geschenk der Götter an die Menschen, der Götter, die über dunkelblaue Wiesen wachen, darin die Wasser, opalengleich, wie Märchenseen leuchten.

Ach könnte ich ihre festen rosigen Knie umschlingen, dachte der Dirigent, und sie an mein armes hölzernes Herz drücken und sie küssen und wieder betrachten, meine Backen an ihre weichen Wangen drücken, dann würde ich gerne weinen, weil ich einsehen muß, daß sie niemals zu mir finden wird, aber ich hätte sie umfassen dürfen! Und müßte dann mein Herz zerspringen, weil es im Sturm voll Mut zu viel der Seligkeit auf einmal packte, was wäre schon daran!

Eines Tages wird man mich doch zerschlagen oder gar verbrennen. Nur einmal sie in meinen Armen halten können, wie gerne würd' ich hernach alle Pein ertragen.

Da, eben springt sie ab, die Lichter huschen hinter ihr her, ein silberner Trompetenstoß, die Zuschauer rasen, sie bedankt sich hierhin, dorthin, der Schimmel läuft weiter. Nun tänzelt sie auf der Erde einher. Jeder Schritt ist Musik. Alles an

ihr, die kleinste Bewegung, alles ist Freude am Dasein, das kaum merkliche Neigen ihres Oberkörpers, das Aufrichten der Arme und jetzt, wie sie die Fingerspitzen in die Handballen zieht, als ginge eine neue Welle der Frische und Kraft von ihr aus.

Hier verschenkte sich strömende Anmut, königlicher Anstand und eine göttliche Gestalt. Und viele befahl es mit magischer Gewalt. Die Sehnsucht kam, die Begierde, nicht stillbares Verlangen... schon spielte die Musik im Rausche, als wehten rote Tücher, flammengleich, im heißen Winde. Besessenheit selber führte Regie mit wehender Mähne und stürmender Stirn. Das war ein Geigen und ein Klarinettensingen, ein Paukenschlagen und Trompeten – der hölzerne Dirigent war besessen!...«

So schilderte er in seinem Märchen die Freude der Augen und die Not seiner Seele, bis die Tänzerin den verzauberten Musikanten erlöst.

Michael legte die Feder aus der Hand.

Du Narr!

sprach die Torheit, und verschwunden war sie.

Hereinspaziert

Hereinspaziert! Drei Stufen bitte!
Die gelbe Dame in der Mitte

wird Sie gleich zu den Räumen führen.
Sie brauchen sich nicht zu genieren.

Nabellas angenehmer Blick
verzeiht des Herzens Ungeschick.

Sie lächelt, und die Wolke klingt.
Das braune Tal ihr Echo singt.

Bescheiden grüßt Herr Gustav Wille.
Sie dankt mit Immortellenstille.

Ganz zuckrig ist dabei ihr Blick
und heilig weht die Blechmusik.


Und heilig singt die Nachtigall
heut Nacht zum Schwarzen Jungferball.

Nabella aber, edel, rein,
läutet zuvor die Traumwelt ein:

Manch hartes Stück ist dann bestellt.
Bleibt ruhig, wenn der Wolfshund bellt

und Hexen durch die Lüfte reiten
im Silberlicht der Mondgezeiten,

Levkojen still am Gartengrunde
aufleuchten zur Planetenstunde.



Geht immer nur den Zäunen nach,
am Ausgang wird es wieder Tag! – –

Die Trommel schlägt, aufrauscht das Zelt.
Schon läuft ein Glitzern durch die Welt.

Nabella führt. Mein Gott, wie schön
ist sie im Schreiten anzusehn...

Auf ein Bild von Henri Matisse

Um die Fessel ihrer Füße
schlingt sich eine schlehensüße,
grünachatne Perlbordüre.
Offen steht die Zimmertüre.

Fäden singen goldbesplittert.
Heiß auf Rosaseide zittert
Strahl um Strahl der Morgensonne.
Welche herzogliche Wonne,

wenn die Brust mit Zimbelschläge
öffnet sich dem neuen Tage.
Ihre Augen, feenferne,
irisblaue Märchensterne,

sinken nieder, taubefangen,
wie mit Lilien behangen.
Lerchen fliegen zu den Brüsten,
alabasternen Gelüsten.

Zwitschern in den Silberbäumen,
die auf der Tapete träumen
von dem rosaseidnen Himmel
und dem stolzen Glöckchenschimmel.

Schäumend steht die Morgenfrische,
weißer Flieder auf dem Tische.
In der tiefen dunklen Truhe
weckt sie nun den Schlaf der Schuhe.

Die Nacht

Der Mondstein leuchtet sonderbar,
ist noch umstellt von Rauchtropfen.
Da steigen Engel lilienklar,
aus blauen, amethystnen Vasen.

Entrollen schweigend, mit Bedacht,
das dunkle Tuch der Juweliere.
Wie nur die Stickerei gemacht?
Unzählbar strahlen die Saphire!

Nun schläft im Park die Sommernacht,
perlmuttern die Fontänen springen.
Erschauernd in der Wasserpracht
am Himmel die Saphire singen...

Die Tänzerin

Ach, welche Huld in deinen Blicken.
So weckt der Föhn den Frühlingsschnee.
Du aber fügtest mit Entzücken
dem bitteren Leide neues Weh!

Entfaltetest die weißen Schwingen.
O Rose!... Bleich und unbenannt;
Erschau'ung treibt mich, heiß zu singen
mit dir im sternbeglänzten Land. – –

Erschöpft zu ruhen an den blauen,
den dunklen Wassern dieser Nacht,
und deine Seele anzuschauen,
die soviel Glanz in mir entfacht.

Nachtrose

Purpurdunkle, ohnegleichen,
Tönende aus Urbereichen

unnahbarer Dynastien,
die dir solchen Glanz verliehen. – –

Tausend Schmerzen, die vergessen,
wollen in den Duft sich pressen.

Und die bleiche Erde zittert.
Scharfer Sternenrauch gewittert.

Stolzer füllest du das Schweigen.
Silberdämpfe fallen, steigen!

Tante Settchen und die Nachtlibelle

Die Tante Settchen starb gelassen.
So wie ein Mondviolenstrauß,
mattsilbern, strohig anzufassen,
hauchte sie ihre Seele aus.

Sie nutzte gleich die Geisterhände.
Ins Zimmer flog ein Aeroplan.
Und fix, schon bei der nächsten Wende
die Tante wir entfliehen sahn.

Und gestern Abend kam sie wieder
und spielte auf der Klaviatur
perlmutternalte Kerzenlieder,
als würde sie beschenkt dafür.

Sie aber ließ sich nicht beirren. – –
Es trug der gleiche Aerodrant,
ruckartig, kühn, mit Senseblirren
die Dame heim zum Wasserstand.

Weil sie nun lebt mit den Libellen,
besucht sie uns nur hin und mal,
wenn abends spät an den Gestellen
erleuchtet ist der Ahnensaal.





Der Messingmond

Tief im Dunst der Sternenferne
zieht der Mond am Haltetau.
In der großen Blechlaterne,
fröstelnd, sitzt die Lampenfrau.

Wenn die Dochte rußig blaken,
tönt ihr messingnes Gebet,
bis der Ölzylinderhaken
auf die Garne niedergeht.

Bleigewittrig vor den Scheiben
fegt der Sternensturm vorbei.
Heute Nacht die Raben bleiben
bis zur Morgenlitanei.



Grüne Mirabelle am Nachthimmel

In den blau getönten Kammern
stehen Wölfe, schwarz und groß.
Glocken läuten. Tote jammern!
Hexen selbst sind fassungslos:

Setzte sich die Mirabelle
als Planet an Mondes Statt?
Wie verachtend solche Fälle,
schaut sie auf die Stadt herab. –

Kam ein Sturm mit tausend Schellen,
blies den Himmel wieder blank.
Überall war Hundebellen.
Das Gestirn zur Erde sank.

Herr Gustav Wille

Es radelte Herr Gustav Wille
in drückend später Abendstille,

gefährlich auf der Erdenkante,
die trüchtig spukt beim Bauern Plante.

Der Mann verlor das Gleichgewicht,
schlug um, Entsetzen im Gesicht,

und fliegt nun durch den Weltenraum,
drin nirgendwo ein Auffangbaum.

Glitt ab von dieser schönen Erde,
die sich mit kühner Stoßgebärde

in saphirblaue Nächte schlug, –
gleich einer Frau im Wolkentuch.

Bald auch vom Monde abgeblasen,
hört' er in bittren Angstekstasen,

roh angespuckt von den Lemuren,
das Seufzen banger Weltenuhren.

Die Zeiger, tausend Jahre schwer,
abbrechen, fallen, – sind nicht mehr. –

Er aber wird, vielleicht nach Jahren,
auf dem Saturn zur Schau gefahren.

Die Dame Karussel

Wie weit schon zurück,
in den Kinderjahren;
da wehstest du flatternd,
mit Litzen geschmückt,

mit Ceylonrubinen
in flüsternden Haaren,
und schienst von dir selber
entzückt und berückt.

Du warst eine rauschende,
flimmernde Dame,
umstellt von Barkassen,
auf spiegelndem Thron.

Und locktest die Kinder
mit süßem Gekrame
aus Flötenholz – Gamben
und trommelndem Ton.

Dann ging es mit Dir
durch die Sommerweiten.
Der Wind blies die Haare
mir frech ins Gesicht.

Den Sandelgeruch
und die Einsamkeiten
des Herzens von damals
vergesse ich nicht.

Die Vermummte

Sie trägt den Mund
aus Porphyrlüsch
überm Spitzengeäst
ihres hohen Kragens.
Die flache zu kurze Nase
atmet Meerwind.
Schießscharten sind ihre Augen.
Römisch gepudert
verläßt sie die Stadt;
die Manteltaschen
voll von Musikbildchen,
die abends in ihrem Zimmer leuchten –
vor der Königin von Neapel.
O Purpurne
im Flüstern der Spiegel.

Der alte Mann

Im Burgemäuer stand ein alter Mann.
Er sprach mit dem Schierling
in Tänzerschuhen:
Siehe,
die schwarze Rose! –
Da füllten von allen Seiten
laugige Wasser
die Enge des Grabens,
und der alte Mann war nichts
als Geröll
im Duft hinsinkender Arme.
Wie Mondmesser blinkten
die Silberlinge
im Tränennetz
der schwarzen Fischer. – –
Als die Singende
auf dem Morgenklavier spielte,
verstumten die Dächer.

Gelber Mond

Mond
über dem Sumpf des Asphalts.
Verlorene Schwester
unter der goldenen Maske aus Schweigen.
So gehe ich
in deinem Glanze
über die Asche der Welt.
Es streift dein Ärmel
die Wange;
das harte Gewand,
Zinnblumen und Trauer
der glasigen Rüsche.

Melancholie

In deiner Augen Traurigkeit
der Mond schlug auf den Perlenfächer.
Da glänzten in den Feldern weit
– Wind, schwarzer Wind und Einsamkeit –
der stummen Häuser goldne Dächer.

Verscharrt die Angst am Wege schlief,
Sternengeruch noch in den Haaren.
Vom weißen Turm die Dohle rief:
Steil ist die Tränengrube, tief,
doch ganz erfüllt vom Wunderbaren.

Der Mondfisch

Es schwamm ein Mondfisch überm Haus
mit roten Netzen reich behangen.
Vorn stiegen Leute ein und aus,
um Fische aus dem Fluß zu fangen.

Die Möven schrien am Gartentor:
Was denn der mondne Fisch nur wolle.
Da klopfte es im Dommelrohr:
Es sei die Große Nachtkontrolle.

Sommernacht

Die Röcke der Hexen
soeben erblühten
zu mondgeblasenen
Wundertüten:

Das ist die grüne
Nacht der Gespenster,
wenn die Kinder des Bauern
liegen im Fenster,

wenn die Wagen auf der Chaussee
nicht rollen,
hinschwimmen
auf violettenem Schnee,

die Eulen in ihren Nestern
bleiben.
Und die Tannen
die schwarzen Schluchten meiden,

denn sie können nicht
träumen, die Wiesen sind tot
und der Mond stöhnt
gefesselt am Haltelot.

Sticke Violett in gelbe Seide

Sticke Violett in gelbe Seide;
lege die Stockrose
auf das Grau des Zinns:
Die Schwingen der Seele sich heben.

Schmücke die Brust des Raben
mit dem Amethysten:
Der Engel aus dem Groschenklavier
tritt in die Stube.

Doch sollte es dir vergönnt sein
in der Nacht der sieben Fürsten
zu sehen
die Scharlachrose des Bleisees:

Sie wird deine Schultern
mit dem Strom ihrer Anmut umkleiden
und dich zum letzten
ihrer Fürsten machen.

Die Sängerin

Bianca Maria!
O sing uns
in die harten Steine,
die dein Fuß
berührt,
in die stumpfe Flamme
deines Lendentuchs,
in die Anmut deiner Wangen,
deines klingenden Profils,
o, in die goldnen Säle
deiner Stimme.
Sing uns in dich!
Bianca Maria! – –
Da fielen schwarze Tränen
auf den roten Handschuh
des Theaters.

Abgestelltes Pferd mit Karusselwand

Es trabt durch die Nacht
wie gewittergehetzt
gesattelt
gelackt und
geschniegelt
das Pferd. Und die Wand
ist brokaten besetzt,
von silbernen
Röslein
gestriegelt.
Und es kommt,
es kommt nicht vom Flecke
das Pferd.
In der schwarzen Wand
die Türkise.
Die Nacht, die Wand in der Nacht
und das Pferd,
und der Mond
ist ein fauchender Riese.
Er hat es beschimpft
und hat es begehrt
das seltsam bemalte
hölzerne Pferd,
doch »Nein!« sagte
immer
Elise.

Aurora

Auf Zehenspitzen
läuft das Schweigen.
Die große Dame
ist erwacht.
Von erznen Baldachinen
steigen
vermummte Geier
in die Nacht.

Sie drehn den Kopf.
Schneewolken huschen.
Von Scharlachwimpern
bricht Krystall.
Ein Blättern
in den Windretuschen –
Rubinen steigt
der Feuerball!

Arkadien

Mit dem Pappelwind
warst du gekommen und brachtest
alle Felder des Sommers;
den Ährenbrand
des fliegenden Haars,
die Klarheit der Frühe
deiner schilfumstandenen Seen,
voll Härte des blinkenden Blechs
und der Wachheit des Wiesels;
die Unruhe des Winds
um die erregten Nüstern
und darunter geschnitten
die Kirsche.
Dann aber hob sich
aus der Erde,
gewaltig, schamzerstörend kühn
der Marmor
deines bleichen Nackens.

Der ausgesetzte hölzerne Zirkusschwan

Nächtlich auf der Balustrade
eines Wasserschlosses her
sah sein Aug von grüner Jade
Kerzen brennen, – pulverleer.

Nirgends hörte er Musike,
leise pfiß die Sommernacht.
Und die treue Friederike
war im Zirkus auch verkracht.

Sollte Scherenschleifen lernen,
denn der Schwan sei viel zu alt
für die Nummer mit den Sternen.
Und da ging sie in den Wald. –

Und sie konnten es nicht fassen:
»Akrobatik!« sprach der Schwan,
um in seinen Goldgelassen
heimzuzufiehn nach Hindostan.

Intérieur

Um die Fesseln ihrer Füße
schlingt sich eine schlehensüße
grünachatne Samtbordüre.
Offen steht die Zimmertüre.

Lerchen fliegen zu den Brüsten,
Alabasternen Gelüsten
violettner Marodeure
mit dem Schweigen der Souffleure,

die im braunen Schildpattkammer
ihres Gartens sehn Susanne.
Dunkel auf des Saales Schwelle
schattenhaft die Kirschmorelle.

Lolita

Neun schlug vom Turm die schwarze Uhr:
Im Mondlicht stand die Wachfigur.

Ein blauer Wind im Schildpatthaar.
Wie fasziniert mein Auge war:

»Lolita!« sprach ich, »liebst du mich?
Mir ist so lilawunderlich!«

Da sah sie mich so töricht an:
In mir zu klimpern es begann,

als wäre ich ein Automat,
in den sie einen Groschen tat.

In der Dämmerung

Im Lapislazuligarten ihrer Augen
ist die Fremdheit
eines braunen Sterns.
Da steht sie,
hohl,
hirnlos,
weiß porzellanen,
frech,
eine aufgeklappte Nadelbüchse
mit Spitzenrand an der Innenseite
und einem Marderfell
um den Nacken gelegt,
und sieht sich ihre Freier an.
Diphthonmusik,
die aus der Spieluhr tönt,
klebt wie Parfum
an ihren Lenden.

Korallenmond

Ein Fetzen Tuch,
korallenrot,
wie angehängt versteinert Nacht. –
Der fetten Kohle Schuppenglimmer
noch ganz erregt
vom Strom der Totenkerzen. –
Zur Beichte gingen da
die letzten Nachtigallen,
zu singen
am verstaubten Rosenbach.

Heimfahrt des verbrauchten Worts

Versammelt ist das stolze Heer
der schwarzkorsettnen Trauerschwäne.
Gleich ziehen hinter ihnen her
die Jamben- und Trochäenkähne.

Dann weht die Wolke purpurrot,
Zinnengel goldne Tuben blasen,
der Lektor schlägt die Pauke: Tot!
Die Wasser quirlen in Ekstasen.

[Die Augen der Marina Vlady]

Deine Augen wie Manna,
das in der Wüste fällt.
Deine Augen ein Birkenwäldchen
so frostig
unter saphirenem Himmel.
Deine Augen aus Wasser, Milch
und Mondbächen.
Deine Augen eine Straßenkapelle
tief unten in Litauen
voll Anemonenlicht.
Deine Augen
eine Spazierfahrt
vorüber an deinen hohen Beinen
in einer eleganten Equipage.
Deine Augen wie Finger
die Tränen schließen.
Deine Augen ein Schneehaus,
darin Sergej Jéssenin wohnt.
Jeden Abend
zündet er dort
die Steinlampe an,
um dich zu empfangen:
Auf einer Schneeflocke
trägt er ganz Rußland.
Ein Engel sitzt neben ihm
und liest in einem goldenen Buch.
— —
Aber du kommst nie.

Aus den Briefen eines Königs



Der König

Heute morgen verlieh ich mir das »Blaue Band« vom Haarberger Hof. Der Grund: Im Backhaus fand ich eine faszinierende Metapher.

Da ich keine Minister beschäftige, habe ich mir im Schlafzimmer im Duft der Kammerseife die Auszeichnung eigenhändig um die Schulter gelegt. Das Dokument übergab ich der Staatsschatulle. Anwesend die Magd.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang. Alle Hasen hatten in Reih und Glied vor meinem Hause Aufstellung genommen. Ich schüttelte ihnen die langen Ohren zum Zeichen meiner Gunst, und die Sonne schickte Milliarden Zuckerstangen in die Kohlribatten. Mein Strahlenaugen ließ aus den Händen der Füchsin die Rute sinken. Schreitend zeichnet ihr Knie ins Tuch eine wirbelnde Sonne. Oh, Tag der Freude aus Dornen und imaginärer Beglänzung!

Ich verbrachte die Nacht im Backhaus bei der schönen Maria, die mit violetterm Schleier angetan dort in der Fensterrose wohnt im Duft der hundertjährigen Pflaumen.


Vergessene Stadt

Plötzlich klatschen die Hufe der Pferde
auf den Vierkantbasalt:
Linnich!
Dunkelheit in der ledernen Kutsche,
wie eine kalte Brise
zwischen den hohen Häusern
französisch strengen Profils.
Eine Stimme gelb, fast schwarz,
Rosinenrauch...
Um abendflinke Augen Lichter; Musik
über rorkalte Wasser.

Welch eine Stadt:
Pelzer, Mergelsberg, Leufen, die Post,
Merkens: Sekt, Pferde, Messinggeschirr,
schwarze Hufwiche; Maisdunst
aus Kellers Brauerei und jetzt auch
der Mahagoniduft aus den hohen Sälen
der Glasmalerei.


Im Postamt
zwischen brauner Wände Rauch
sitzt ein Herr wie in einem Beichtstuhl
hinter einem korbverflochtenen Schalter,
als könne man hier die braune Briefmarke
aus Britisch-Neuguinea kaufen.
Hier im Postamt übernachtet auch
der weiße Engel.
Die Seele der Linnicher Pfeifchenraucher
schläft dort in einem alten Pappkarton.

Welch wunderbare Stadt.




Die elektrischen Birnen
über der dunklen Straße
haben sich soeben entzündet.
Wachend sitzen Männer und Frauen
in den offenen Türen.
Von der unteren Straße her
der Atem der Rör
wie seidene Fahnen aus Frankreich.
Sommerschwärme rötlichen Phlox'
durchziehen die Rurdorfer Straße
und wollen die Treppe herauf.


Die Mutter legt
das gefärbte Haar zur Seite.
Das schwache Sirren der Zentrifuge –
wir schlafen.



Jetzt:
Aus den Fluten der Rör steigt
wie ein Denkmal der Hengst, gewaltig
dehnend den Brustkorb, die Nüstern.
Mondperlen rollen über sein schwarzes Fell,
als habe er sich die Blechplatten
vom Puschkin-Denkmal geholt.
Zwei Mädchen liegen im Fenster,
bleich, mit spitzer Nase und gelbem Haar.
Weiz' Mühle steht offen.
Aus den Gitterkästen fällt das Mehl
in die Schüttelmaschen der Nacht,
gespenstig, totenhaft,
von Mehlfrauen gelenkt.



Eisennaß fliegt das Schwungrad
vom alten Elektrizitätswerk
über die Brücke:
zu speisen die Lampe im Büro.



Und immer die Mädchen im Fenster,
versteint im Traum.
Oh, Anmut des Sommers im Mörtelhaar.
Das lehmige Wasser atmet, drängt,
hinweg über die Gerberei.
In den schwarzgestrichenen Tonpfeifen
an allen Türpfosten
orgelt die Nacht.

In Betrachtung eines alten Prozessionsbildes

Im Malvenwind,
im blauen Malvenwind
das Büchlein mit Gebeten,
ach wie weit!
Der Frauenröcke Aschenschleppe:
Mummen,
die Sonnenstraße schleifen
im Kampferduft
der Litanei.
Gräfinnen
schreiten
ganz in Weiß,
wie Fabeltiere
diesem Strom
der Leiber
mitgegeben.

Frühstück

Wenn der Hahn in der Bläue
seiner Kleider die Trompete
bläst,
dann verlöscht das Nachtlicht.
Dann schreien die Mägde,
als habe ein Wind
ihre Zöpfe gepackt.
Die Stimmen der Knechte sind
wie grob gemahlenes Korn
aus der Kleie.
Tausend Milcheimer fallen
vom Himmel.
Die Fliegen sind da
und der Kaffee.
Und die kleinen Heiligen an der Wand
belächeln die Goldleisten ihrer
Bildchen.

Jacques, der Athlet

Wenn still die Schwungradkugeln
der Maschine stehn,
wie zwei Pupillen, nächtegroß,
und nur der Sudbottich noch singt
in unsrer kleinen Brauerei,
nimmt Jacques, der Braubursch und Athlet,
das Handtuch mit der Lorelei
und geht –
in seine Kammer.
Er reißt die Fenster auf
und atmet tief
den Abendfrieden zarter Pappelbüsche.

Er will zur Kirmes noch nach Welz.

Gekämmt, gewaschen,
heben ihn die Ringe.
Die Muskeln spielend in die Bälle gehn.
Wie Stahl erglänzt
des Auges Brillantine,
darunter kühn
die Besen seines Schnurrbarts wehn.
Er könnte als Tapetenkaiser gehn
und sich bewundern lassen
von seinen Damen an der Wand.
Sie würden ihn
in eine Brosche fassen
mit güldenem Athletenband.
Vielleicht, denkt er, werd ich
in Welz mich produzieren
und meinen Damen
eine Ansichtskarte schicken.

Linnicher Pferdemarkt

Welch dunkle Gedanken,
die schwarzen Pferdeköpfe.
Sie betrachten uns von draußen
durch die Fensterscheiben.
Hin und wieder grüßen sie einen Bekannten.
Wenn sie nicht verkauft werden, die Pferde,
die am Elektrizitätswerk ihr Standquartier haben,
fliegen sie am Abend
mit Zigeunerfahnen
über die Rör
zu den Haferfeldern des Himmels.

Abend

Am Abend, wenn die Dunkelheit
betroffen an der Mauer lehnt,
die Männer treten
aus den Häusern.
Wie späte Stallaternen knistern dann
schwarzelbe Glühdrahtbirnen.
Der Männer Stimme ist
johannisbraun.
Im Mund der Mädchen
Violinen,
Musik
wie dunkles Glas,
darin ein Lied
verbrannter Rosen.

Abend in Linnich

Die große weiße Frau am Rand der Stadt,
die weiße Frau,
knöpft ihr Jackett,
die kleinen Fenster zu
und blickt nach Welz.

Warum die Gäule nur so unruhig?
Der Wassermann
die Felle zählt
im Hof der Gerberei.
Wie eine Messingpauke,
lautlos
steigt der Mond.

Die Tochter des Glasbild-Fabrikanten

Immer in der Nacht,
wenn sie in weißer Seide
über das mondne
Katzenkopfflaster des Innenhofs
schreitet und
alle Uhren im Hause verstummen,
ziehen dreißig Künstler
ihre schwarzen Tellerhüte
und malen ihr Bild
in die Madonnen ihrer Glasfenster;
breitwangig,
mit dem Duft hellweißer Oblaten;
die Augen aber,
in Malvenwasser gebadet,
innen ganz blau,
und die Arme malen sie
rund, französisch kalt,
wie auch die Nächte sind,
wenn sie im weißen Kleid
den Innenhof durchschreitet
und zurückschaut.
Sie sieht nicht,
wie am Apfelbaum
das violette Blut entlangläuft.

Zigeuner

Die Weikekerzen haben schon
das Loch gebrannt
in den gestohl'nen Himmel:
Der Ölbach der Gebete fließt.
Nun gehn die Pfeifenraucher
schlafen:

Und braun
wird die Nacht,
ganz braun
wie Sammet,
braun
wie die Seide der Reichen
von Frankreich.
Engel da mit Violinenkästen,
Flügelrauschen, Mondpapier.
In den Hagebuttenbüschen
weht die schwarze Liebeswolle,
ganz mit Silber überschüttet.

Grenzstadt in der Dämmerung

Ich sah die Toten
in ihren Blechgewändern
von den Türmen
herabsteigen.
Ich hörte die Glocken,
gelb, aus Abendmessing
und Fledermausangst,
und die Häuser
bewegten sich nicht.
Und der Bischof vom Platz
verzeichnete alles
in den Annalen.

Das alte Schloß

Du sitztest immer noch
im Staubstuhl aller Diamanten.
Der Weiher weht
die alten Träume noch.
Und jemand geht durchs Haus,
ein Schatten, Jahre stumm.
An einem Sonntag wird es sein,
an dem ich ende.
Ein brennender Busch
im Licht deines Schritts;
die Asche besungen
von den goldenen Lampen der Spiegel,
vom Stöhnen der Bäume des Parks,
wenn der Herbst sie geschlagen
mit Sterbewind
und die Fenster erblinden
für immer. –
Oh, zum Gespött der Vögel dann
im Bleiturm oben
dein kristallner Rock mit seinen
schweflig-schwarzen Quadern.

Der Besuch

Hülle mich in die
Tücher deiner Gegenwart
bis in den späten
mahagonisüßen Tag.
Deine Fenster haben
die Stadt vergessen,
die Uhren sich im Stein verlaufen.
Ach,
das »welke französische Grün«
deiner Finger,
an denen die Ringe rutschen.
Vorüber die wundervollen Sommerabende.
Damals stand die Zeit still
und die Hagebutten brannten
ihr Feuer ab
im nächtlichen Kamin unseres Herzens.
Jetzt blättert der Stuck von der Decke
und die Glocke läutet
ihr tägliches Sterben
mitten im Apfellicht der alten Kindertage.
So kurz der Schlag der weißen Tennisbälle
bis zu den Rosen
in der Vase von Louis Quinze
mit allem Totengold.

Der rote Pfahl

Immer wieder
schlagen die Wasserlöwen
mit ihren Kähnen
voll schreiender Mundharmonikas
aufheulend
gegen den roten Pfahl,
gegen den starren Pfahl,
damit er sich löse
aus dem Fleische
der schwarzen Fluten.

Oben im Kopf des Pfahls
befindet sich eine Apparatur.
Niemand weiß,
wer sie bedient.
Niemand weiß,
wer dort aus dem Fenster nachts
das weiße Messer
gegen den Himmel wirft.

Nach tausend Jahren
wird der Triton
den Pfahl ziehen
aus der Verkrustung.
Beendet wird sein
das Donnern und Lärmen
der Wasserlöwen.

Die Polka der Nonnen

Vorm Totenhouse drehen sich
die Nonnen.
In schwarzen Gewändern stampfen sie
die Polka:
Im Land der Vanille
da läuten die Früchte
aus eisernen Kübeln:
Wir wissen nicht, wo?
Wir wissen nicht,
wo der Bräutigam ist;
die Mutter suchte den ganzen Tag,
der Vater träumte die ganze Nacht:
Ist alles so schwer
und die Pauke so leicht.

Erinnerung an Kopenhagen

Die Leute fahren Auto. –
Sie ritt.
Sie ritt auch heute Abend nach der Premiere
auf ihrem Wallach Brest
zurück zum Gutshof,
begleitet von dem Diener.
Sie ritt,
und es fielen die Blätter,
wenn ihr Auge das Pfauenrad schlug:
braun wie im Herbst!
Jetzt fliegend mit weißem Toupet
im grauen Jackett;
die Wade zu stark
in der Tuchstiefelette.
Napoleonisch
braust
dem Atem Saturns den Wallach an:
es bleibt das Lächeln ihres Jochbeins.

O Traumfigur aus Gravelotte! –
So bitter klang das Glorioso in der Gluck-Arie,
die ich an jenem Abend sang.

Die Birke

Am Abend erreichte ich die Veranda,
deren Boden
mit roten und gelben Fliesen ausgelegt war.
Ein Herr im Frack
schaute unentwegt
in eine Szenerie brauner Stämme,
an deren Köpfen
mit weißem Blech eingekerbt
schwarze Haarbüschel wehten.

Plötzlich erschien eine Birke
und sank zu Boden.
Die Frauen rührte es nicht,
sie kämmten ihr Haar
mit hölzernem Geklapper
und beschwichtigten den Wind.

Ysop und Engel

Als um die Mitternacht das Gartentor
sich öffnete,
erschauerten die Gluttiere
im Backstein der Erde.
Der Engel war über sie hinweggeschritten
in safranfarbener Lohe.

Da wuchs der grüne Ysop
aus dem Boden.
Hämisch befahl er, die Körner
zu schütteln
im schlafenden Mohn,
zu wecken
die Speerregimenter des Dills und der Lauche.
Die blauen Todesmasken
aufgeschnallt.

Es trug die Nacht auf grauem Bleu
ihr allerschönstes Kollier.

Das Gartenhaus stand offen.

Traum in Norwegen

Nun steht mein Bett
im Norden
an einer weißen Mauer
voll Himbeerlicht.
Und die Liebste erzählt
unten im Fischerdorf,
daß ich heimgekehrt bin; kauft
harte Windbrötchen
für mich ein.

Sie wird die Netze flicken,
das grüne Haar
im Gurt versteckt.
Auf Schlittschuhen
fährt sie an mir vorbei.

Die Diva

Wenn der Kasten des Schlafes sich öffnet,
fällt aus der sich drehenden Nacht
dein weißer Leib.
Du bewegst die Fingerspitzen
auf dem Balkon –
und es ist Tag.

Die Bäume werden grün,
die Karren klappern.
Deine Kioske verkaufen jetzt
Sehnsucht und
Anbetungsblätter
den Ameisen der Stadt.

Judena

Bleich weht der Novemberwind
über die gewachsenen Blumen
des Stadtparks.

Hager,
auf violettbestrumpften Beinen
steht die Lehrerin.
Sie ist schon gestorben.
Jahre hindurch
bog sie das Eisen der Unvernunft.
Sie ist hart,
ein lieblicher Mond
im Mandellicht der Einsamkeit.

Nachts blühen in ihrem Zimmer
an der schwarzen Ofensäule
die Schneerosen des Geliebten.

Dann rudert sie hinaus
bis auf den Grund der Welt.

Marina

Schneewehen im Brodem heißen Blechs.
Das kleine Haus im Garten,
die nie gezeigten Zimmer:
Der Lärchenholzduft ihrer Bettpfosten,
der Geruch von Johannisbrot,
Heimweh und roten Naphtalan-Tapeten.
Die Mutter trug die Adelsbrosche,
als der Zar,
halb Tier, halb Drahtpuppe,
hinter dem festen Tuch,
in der Kopaija sitzend,
ihr die Beichte abnahm. –
Doch gestorben sind sie alle.
Gestorben die Sommer
voll Aprikosenduft
und zwischen den weißen Mauern
das orangegoldene Geläut
ihrer Mädchenstimme. –
Ein letzter Firnisglanz der Lust,
endloser Straßen Unerklärbarkeit,
wie glasig abwaschbare
Wachstuchleere.
Und wieder Schneewind
über nasse Straßen hin
voll Dunkelheit.
Der schwarze Lack des Regenmantels
an der Gosse.

Julia

Ein Marderfell
den Porzellanhals streichelt.
Die Stirn ist kalt,
die Augen grau versteinet.
Die Schultern weiß,
wie Glocken
die im Dämmer läuten.

Wer in den Tälern jetzt –
dort hören weht
dein braunes Haar –
dörft
in den Kieferarmen deiner Wälder,
hört deine Stimme –
kann nicht Antwort geben.

Djuna

O diese Nacht
aus Kienspan und Rosenpomade.
Auf den gescheuerten Dielen
der weiße Sand.
In der Dachluke
das Auge deines Vaters.
Wir flogen durch die Luft.
Mein Kopf,
ein Goldpaket in deinen Händen.
Taub hingen die Rokitno-Sümpfe
zum Trocknen in den
Blechstangen der Seligkeit.

Trance

Wie eine Zuckerdose
liegt ihr Mund
im offenen Zelt
an Schwedens Küste.
Darüber hängt der Mond,
das ausgespannte rosa Eßpapier.
Das große Meer gefangen
in einer Muschel.
Die Asche singt,
der Wind gespießt
am Distelstrauch.

Winterrose

Ein Schrei
aus Turmlicht und
verschmähtem Linnen –
ein Untergang! –
Stolz stehen
deine weißen Fahnen
aufgestockt
im Trauerhaus.
Die kleinen Füße der Eroberer
steif
in den Zinksärgen
an der Wand.

Zaristische Kathedrale

In deinen Glockenseilen schläft der Wind.
Vier Epauletten
deine Zwiebeltürme
aus gold-verzwirnten Kobaltstücken.
Rechts sind dem Silber
Himbeerspitzen aufgelötet:
ein General am Newastrand.
Der Abendstern
ward über dir gehißt.

Wenn die Uhr
in deiner Brust der tausend Kerzen
schlägt,
drehen sich
die Zuckertürme der Nacht.

Petersburg

Glocken bimmeln
im Rahmlicht des Mittags:
Da führt der Zar
die Prozession
mit weißem Schurzfell hin
zur Seelenmaische.

Ameisenschreie.
Die silbernen Türme erzittern.

Ruckend
steigen die Toten zum Himmel,
von Spitzen umsäumt.

Aus den Dachrinnen tropft
Wachs in die Beichtstühle.

Straßburg

Mit braunem Samt
schlug der Abend die Straßen.
Das Knirschen der Jalousien,
die Drehung des Lichts
am verwunschenen Ort
fortwischend
des Tages
verharzte Salbei.
Sie aber
gestelzt
in myrtenen Schuhen,
die Wimpern bestickt,
huscht vorüber,
ein Wind
aus der Schachtel von Chypre.
Le soldat chocolat
wird im Stadttheater gegeben.

In der Kirche am Kanal
entzündet man die Kerzen.

Nancy

Traumpferde
blicken auf die Stadt.
Staub Regen Wind –
die Nacht verloren.

Im Fenster die Fegefeuerplätzchen,
der Gipsabguß deiner Hand.
Deine Brüste
Regenvögel
über der Taille wachsstraffer Spitzen
in der Frühe des Sonntags.

O Tränenmond
der weißen Rosen
aus Wachs.

Preislied auf das Bild einer Zigarrenkiste

O Costarica, schön wie ein Zirkuspferd!
Sanft wie die Schleppe einer Salondame
läuft dein grüner Kanal
über den Zigarrenkistendeckel.
Silberne Posaunen
blasen im Wolkenloch,
wenn der Negerbischof erscheint,
mit gelben Tabakbändern behängt,
und die Zigarrenkisten
mit der Medaille der heiligen Einfalt schmückt.

Annettes Kutsche auf Rüschnhaus
(Annette von Droste-Hülshoff)

Wie graue Seide, Rosenrauch,
die Kutsche innen mit der hohen Lehne.
Die Polster träumen noch.
Nicht einer hat davon geschrieben:
wenn sich das Fräulein rückwärts lehnte,
und von Resedenbackwerk
träumte,
gleich einer Puppe, die im Waggehäuse
den Sommernachmittag versäumt.

Im Rüschnhaus waren dann die Bilder traurig,
im Garten wurden kaum die Bohnen reif,
und Jenny rief:
das aufgesparte Essen wird verderben.

Noch steht lebendig da die Kutsche
und wartet
wie ein abgedienter Gaul
hart unterhalb Annettes Kammer,
ob sich nicht doch
noch einmal
oben in der Wand
das kleine Fenster öffnet:
»Jetzt, stummer Wagen
fahren wir!«

»Nie!«
sprach der Sonnengott von draußen
auf der Tenne.
»Die Damen sind doch abgereist;
auch Jenny,
schon vor hundert Jahren!«

Sommer

Die Jalousien sind
herabgelassen.
Im Scharlachtier
die Himbeerwunde
blüht.

Ab und zu weht
ein Strohlumenduft
aus der Wand
der Erinnerung.
Aber das macht nichts.

Magnolienblüte

Mädchenlicht –
Wachs, Schminke und Perlmutterdraht
auf einem schwarzen Ast der Frühe. –
Wir haben die Nacht verschlafen
und den Maskenball versäumt.

Dekoration des Dichters

Die Fürstin N. hatte ihn kommen heißen. In ihrem Schreiten war die Konsequenz und Vertrautheit einer Kammerjungfernhundertschaft. Hundert sommerliche Porzellanköpfe drehten sich in ihrem Palais der Sonne. Er war beglückt. In einem Raum mit sehr sinnlicher ockerflammender Birnbaumtäfelung war es, als die Fürstin die Malachitmarkisen ihrer Augen hob...

Sie thronte im Pajparadschajäckchen eines wohlthuenden Regens...

Perlmutterknaufe weißer Marmorbänke erleuchteten draußen die Straße.

Fischotterdame

Der weiße Nephrit deiner Haut
Brise am Morgen.
Die blauen Statuen erwarten dich,
du besteigst die Empore:
Im Goldbrokat deiner Wimpern
erscheint die Barke,
die Netze ertrinken.

Fischotterglanz
dir von den Schultern
fließt
wenn am Abend
die Beute
eingebracht ist:
das Staatswappen der Mole.

Arthur Rimbaud aus Charleville

Das schwarze Wasser dort.
Im Fenster jener Häuserwand
die weiße Blume noch
voll Düsternis.
Kein Vogel fliegt
Das 10-Centime-Stück für den Kirchenstuhl
liegt noch im Opferstock.

Delila oder So ist das Leben

Warten in einem finsternen Bahnhof.
Im Garten der überdeckte Brunnen,
Herbst, Laubgeruch, Nässe, Irrlicht, Totenwind:
Eine Frau, flachshären,
die weißen Arme entblößt,
die Augen aus Stahl – im Licht der Tür:
Dann wie im Frost
einer Silber-Monstranz,
in weißem Chiffon:
Wir kramten in einem Kasten alter Photographien
voll Nelkenduft und Taftglättolin.
Aber die Abendgeige spielte nicht mehr,
die Regendächer von Paris waren tot,
der grüne Handschuh ließ sich nicht mehr knöpfen,
draußen die Heuwagen kamen nicht;
die kleine weiße klebrige Hand,
darin ein Alabaster-Garten großer Traurigkeit,
war trocken:

Sie saß auf dem Thron
wie in der Oper von Offenbach.
Unterm Geschmeide ihrer Augen
schloß sie den Kasten wieder zu.

Der Rebell

Fedora,
im Veilchengarten des Monds,
es streifte dein Ärmel die Wange,
das harte Gewand,
Zinnblumen und Trauer der glasigen Rüsche.
O siehe das grüne Salz aller Tränen:
ein sich öffnender Mond
über Damaszener Land. –
Ich bin nicht tot,
ich schlafe nur,
eine Papierrose
im Kasten deiner Erinnerungen. –

Deine braune Stimme,
welch offener Garten Gethsemani.

Heut nacht, wenn die Trommeln erloschen
– der Apfelbaum steht noch
in der Lasur des Saturns –,
hole ich dich
unter dem rußigen Mantel meiner Uniform,
eine Statue,
mit roten Schuhen und dem Apfelzepter, –
Fürstin von Nowgorod,
mich zu empfangen.

Marina Vlady

(französische Schauspielerin)

Schneewehen im Brodem heissen Blechs.
Das kleine Haus im Garten ,
die nie gezeigten Zimmer :
Lerchenholzduft,
der Geruch von Johannsbrot,
Heimweh und roten Naphtalantapeten.

Die Mutter trug noch die Adelsbrosche ,
als der Zar -

halb Tier , halb Drahtpuppe -
hinter dem ^{Feste} Tuch
in der Kopsaija sitzend ,
ihr die Beichte abnahm . -

Doch gestorben sind sie alle .

Gestorben die Sommer voll Aprikosenduft
und zwischen den weissen Mauern
das orangegoldene Geläut ~~ihres~~
ihrer Mädchenstimme .

~~Ein letzter~~
~~Der~~ Firnisglanz der Lust ,
endloser Strassen
Unerklärbarkeit ,

wie glasis abwaschbare
Wachstuchleere.

Und wieder Schneewind
über nasse Strassen hin
voll Dunkelheit. -

Der schwarze Lack des Regenmantels
an der Gasse.

Ein Blick in die Werkstatt des Dichters

Mit zwanzig kannte ich die Welt

Im April 1897 kaufte mein Vater die Stadtlohner Apotheke. Stadtlohn war damals ein Ort ohne Eisenbahn und elektrisches Licht, 10 Kilometer von der holländischen Grenze entfernt im einsamsten Münsterland gelegen. Nachts blieben die Häuser unverschlossen, es gab nichts zu stehlen. Schlafmittel im heutigen Sinne kannte man nicht. Hin und wieder fertigte mein Vater eine *Mixtura bromata* für einen Kranken. Am späten Nachmittag nahm er die Röllchen, weiße ansteckbare Manschetten, vom Schreibtischaufsatz und ging »zum Skat«. Kam aber bald zurück. Die Apotheke war bis abends 10 Uhr offen. Meine Mutter besorgte den Haushalt und nahm sonntags, in einem rotgepolsterten Sessel sitzend, am Eckfenster des Hauses die Kirchgängerparade ab. Und seltsam, die Leute hier in dem kargen, still in sich gekehrten Münsterland wurden fröhlich, wenn sie sprach, denn sie sprach »linnisch«.

Sie war die duldsamste, schönste und lieblichste Mutter, die ich je gesehen habe, und mein Vater der gütigste Mann. Beide lasen kaum Romane; immerhin standen im Bücherschrank die Werke von Hermann Löns, dediziert vom Bruder des Dichters, der damals in Stadtlohn mit einem Sekretarius ein Bankgeschäft betrieb. Die Leute lachten, wenn er in Wickelgamaschen über die Straße ging. Das war unerhört und ungewöhnlich. Um so mehr klappten die Holzschuhe, und immer wieder stand der rote Petroleumwagen vor Trah's Haus am Markt – vor blinden Fenstern.

An einem Oktobertag des gleichen Jahres, es mochte 7 Uhr abends sein, machte der Laternenanzünder Licht am Spritzenhaus, das der Apotheke gegenüber lag. Die

Apotheke, zweistöckig, weiß gestrichen mit ihren dunklen Fenstern, zeigte sich wie von Munch gemalt in großer Melancholie. Fledermäuse flogen. Im Garten schüttelte der Wind die trockenen Mohnkapseln. Oben im Hause blickten Teuten voll dampfenden Wassers auf eine erwartungsvolle Zeremonie: –

Als ich geboren war, brach der morsche Boden unter den Füßen des Aachener Kinderfräuleins. Dem Holz wurde später ein Stück Blech aufgenagelt.

Jeden Freitagabend war die Badestube erfüllt vom Geruch der heißen Zinkwanne. Im Monat Mai blühten im grünen Licht der *Sapo viridis* die lieblichsten Mädchen und die Glocken von Stadtlohn konnten nie genug läuten.

Zu jener Zeit reiste meine Mutter wöchentlich nach Düsseldorf, um sich beim »Christussänger« Litzinger in der Kunst des Gesanges zu bilden.

Hernach sang sie das *Doremifasolasido* mit anmutiger Brauvour morgens um 11 Uhr in der gelben Sonne des »besten Zimmers«, währenddessen im gegenüberliegenden Raume mein Vater Pflaster verkaufte oder an der Infundierbüchse das *Decoctum Senegae* überwachte. Am Stehpult roch es nach *Nuces Moschatae*.

Es kamen die Jahre, in denen wir regelmäßig im August zu den Großeltern nach Linnich fuhren. Die erste Nacht im großelterlichen Hause war immer von Einsamkeit umschattet, vom Singen der Milchzentrifuge in der neuen kornduftenden Stille. Um die Ängstlichkeit zu dämpfen, brannte während der ganzen Nacht eine winzige Stickerze in einem Ölbad auf der Kommode. Daneben lag das abgelegte Haar meiner Mutter. Am Morgen klapperten die Eimer des Nachbarn Müllenmeister in hellem Fliegenlicht – wir waren in Linnich, dieser kleinen, französisch anmutenden Stadt, die mit Präparandie und Lehrerseminar soviel substantielle Poesie aufgeladen hatte wie im Jülicherland keine sonst.

Linnich

unter der blauen Lohe seiner Gerbereien,
seiner schwarzen Hengste
und geheimen Haferböden,
eine Engelsstimme dem Zwölfjährigen
in der Nacht erster Enttäuschung.


Linnich

ewiger Sonntag voller Lichtmedaillen,
in gelbe Seide geprägter Bewahrung,
singende Stadt meiner Ahnen,
wenn sommers die Phloxbrände
durch die Gärten ziehn,
das zartgrüne Schultertuch sie abends tragen,
bevor sie wieder schlafen gehn.

Bei Leufens, schräg gegenüber der Post, stand immer ein Neger im Schaufenster, der, mit seinen schwarzgestrichenen Tonpfeifen behängt, die Bilderwelt der Zigarrenkisten bewachte, das Halleluja der Engel von St. Clara über den Rosenbüschen am Kanal. Tahiti, Kapa, Duras, Madagaskar waren zu sehen. Ein Bischof mit den braunen Augen der Johannisschote schenkte den Kubastumpen silberne Medaillen.


Bei Leufens kaufte ich mir den ersten Spazierstock, draußen für den Volksgarten und das Wasserwehr:

Wir werden einen Kopfsprung tun
in die gurrende Rör
wie Fische die Schilfe durchjagen
Mit dem neuen Strohhut
à la bonne heure
wir werden in Welz
auf der Kirmes daher
»Guten Tag, meine Damen«,
werden wir sagen!




Wenn die Tage nicht zu heiß waren, ergingen wir uns in Kellers Zaubergarten am Welzer Weg unterhalb des Wasserturms. Dort stand der heilige Aloysius aus der Kirche in seinem kreideweißen Spitzenrock. In unmittelbarer Nähe lebten die Linnicher Großmütter aus dem Jahre 1800, die Stockrosen, in ihren seidigschwarzen, zeughaft heißen Kleidern mit den nicht sichtbaren Kettchen; große Damen, kleinköpfig, hager, stolz und doch ein wenig geniert, als ob sie wüßten: Wir sind aus der Mode gekommen. Aber auch sie empfanden die Wattebäuschchen am Himmel wie Augenparfüm einer Mädchenbadestube. Hatten sie irgendeine Beziehung zu den Bewohnern von Schloß Rurich?

Die Kerze brannte lange dort
ein feuchter Wind in den Alleen. –
Um sechs Uhr früh sah man im Ort
Die Komteß zur ersten Messe gehen.



Der Weltkrieg kam. Siebzehnjährig stand ich mitten in Rußland auf einer Abendwiese – knöpfte meine Joppe mit den Emblemen des Kaisers – und sah »die Heiligen Drei Könige«. In einem Haus, an kleinen gardinenlosen Fenstern, saßen seltsam bemützte Offiziere. Der Mond stieg auf. Aus dem Himmel fiel Schnee auf die goldene Wiese im Kerzenlicht. Wir, die Gemeinen, schliefen im Stall unter zu kurzen Pferdedecken; die Sterne funkelten, und der Wind blies mit dem Röhren der Pferde im Traume um den Besitz der Wassereimer. Wir flogen über die Pripetsümpfe bis nach Pinsk über die mit Pferdekadavern besäten Wege, und die Krähen kamen bis an unser Gesicht, wenn wir den Handschuh streiften von frostigen Fingern, den Dampf veratmend aus dem Grützetopf, reitend im Magnetfeld des Wolfes. Am Morgen kamen die Dorfprinzessinnen des Zaren in ihren Sonntagshüten aus Gold, Achat und Lapislazuli – die Kirchlein aus verstaubten Himbeergärten.



Wir sagten »Guten Morgen«;
die Prinzessinnen
lächelten.

Jahre später – in Frankreich war es, in Cambrai am Kanal. In einer blauen Kammer stand ein hölzernes Trommelklavier. Wir zerrten an den Verzierungen, warfen ein Geldstück in seinen Mund, aber nichts geschah. Draußen rollten die Mörser durch die Nacht.

Plötzlich – als sei ein Gewitter aufgezogen – zersprang die Glaswand des Kastens; die runde Zinnfolie, das Herz des Orchestrions, setzte sich in Bewegung, die Trommeln schlugen, alle Musiken waren losgelassen mit Fahnen, Pauken und Trompeten, ein Rauschen war im Zimmer – jäh stand ein Engel in der Tür; in die taghelle Nacht erhob sich ein weißer Luftballon – eisige Stille – der Krieg war zu Ende:

O die Salbe noch
im Schloßspiegel der Schönen
am Kanal.
Auf dem Pianoforte
Lilien
gestohlenen Engeln gleich,
schwarzen Rubinen
einer Kirche Trauer.
Es wird die Schwermut,
ein stummer Herr in Silberschuhen,
zur späten Stunde
nicht erscheinen.

Im Garten begruben wir einen toten Kameraden in einer Zeltbahn und machten sein Grab unkenntlich. Später hörte ich, die Tochter des Hauses habe die nicht erklärbare Manie, an bestimmten Augusttagen wie gebannt auf die Terrasse zu springen und in den Garten zu spähen:

Braune Rosen wuchsen
auf silbernen Stielen.

Im November 1918, auf dem Rückzug, passierten wir die wie ausgestorbene Stadt Brüssel im Morgengrauen. Zu Herzogenrath lag ich mit dem EK. und Läusen im feinen Bett meiner Tante. Wie beneidete ich die Herzogenrather, die der schönen Stadt Aachen so nahe wohnten. Die Elektrische vorm Fenster bimmelte alle Herzogenrather Mädchen in die rosa Tapetenblumen meines Schlafzimmers. Unten spielte mein Onkel Fagott. – Die rothaarige Tochter des Bürgermeisters steckte mich für Sekunden in Brand. Ich war noch so jung. – In Deutschland wurde getanzt.

Die nächsten Jahre verbrachte ich in Vreden an der Berkel, einem Städtchen mit zwei Kirchtürmen, einer Apotheke und drum herum achthundertsiebzig roten Häusern. Im Mittelalter residierten dort kaiserliche Äbtissinnen mit zwei Meter langem Richtschwert und weiß wehendem Hungertuch. Ein Schiffsarzt saß Nacht für Nacht bis ein Uhr hinter der Leselampe und schrieb seine Memoiren.


Die Äbtissin Adelheide
– so geht die süße,
winterharte,
backoblatenweiße Legende –
lief Schlittschuh auf nächtlichem Eis
im Gaslicht des Monds
– die Stadtmauer schrie –
und plötzlich konnten die Leute
Körbe voll brauner Zuckerplätzchen
aus der Luft greifen,
so schön
sei die Stimme der jungen Äbtissin gewesen;

die schwarze Seide ihres Habits
habe wie Pulverdampf
im Schnee gelegen.

Es ist Mittag,
jemand setzt sich oben im Hause ans Klavier:
Kälteschauer
veilchenfarben;
die fremde Stadt.
Über der Rezeptur
der trockene Dampf der *Magnesia usta*.
Es ist Mittag.

Sonst tat sich nicht viel in Vreden. In Erinnerung geblieben ist mir das Bild der schönen Violetta, unter deren Aufsicht noch heute das Schwert der Äbtissin alle zwei Jahre eingefettet wird:

In ihres Rockes Spitzen waren
die schwebenden Häuser der Freude;
ein Sommersprossenhimmel lag
um die hellen evangelischen Seen ihrer Augen.
Im Sommer wohlgemerkt.
Aber auch im Winter
wenn draußen der Stadtgraben vereist
und der Mond am Himmel stand,
immer sah ich sie ganz
in der Stimme
aus weißen Nelken und Wasser. –
Wir schoben unsere Hände ineinander
wie man in einen Schlittschuh steigt,
sacht und tiefer hinunter...
Im grauen Rock, das Schellchen am Muff,
O Violetta!
Wenn dein Schuh die Rosenhaut ritzt
mit blinkendem Stahl,



dann kommt der Sturm und bricht das Rohr,
und es singen die Heiligen im Vredener Stift.

Mit zwanzig Jahren hatte ich das Wirken der Welt erfahren. Was sich später noch an Bildern zeigte, war Wiederholung, war die Variante einer bereits stattgefundenen Begegnung. –

Die Welt kennt keine Poesie.



Über dem Tischchen im Schlafzimmer

Das frühe Foto der Bachmann, eine Postkarte von Thomas Mann aus Amerika, sie hängen dort nicht. Zeigen würde ich den gelben Schildpattkamm der Annette von Droste-Hülshoff in einem Glaskasten auf seidigem Blau. Diese Pfingst-Hieroglyphe eines wilden Sonntags, wie würde sie bei mir Musik machen. Aber die Baronin P. hütet ihren Schatz und weiß gar nicht, daß ich ihn längst besitze, das honiggelbe Ding, das keine Süße hat.

Ach, mit Jessenin möchte ich einen Spaziergang gemacht haben. Nicht mit den Elementargeistern Poe, Munch und Strindberg; sie sind Weltkulisse für die Trompeten Mussorgkij's.


Ach, Jessenin*, wie oft gleicht das Leben einem kahlen Hotelzimmer.

Dort der blaue Schminktopf einer ägyptischen Prinzessin, in dessen Lasur noch die Beben einer durchweinten Sommernacht, – heute liegen Kragenknöpfe drin.

Annette, das einzige Mädchen an der Zimmerwand lächelt, wenn ich ihr allmorgendlich meine Rüschen-Augen in die Kragenstickerei lege und im Herzen das Goldkörnchen in der Poesie Funken schlagen möchte im Angesicht der Geliebten.

Da liegt noch ein Stein auf dem Tischchen, gebrochen aus Elba's Eisenerde, mit wüsten Quadraten voll Schwefellicht. Eine Frau wohnt darin aus dem Großen spanischen Theater. Wie oft schon hat sie mich im Traume besucht, an ihrem rostigen Gewand in ihr Zimmer gezerrt, in das Zimmer des schwarzen Gestirns und jedesmal, wenn ich fliehen wollte, überschüttete sie mich mit der roten Süße ihrer Stimme.

* Der russische Dichter starb mit 30 Jahren in einem Petersburger Hotelzimmer.



Wenn aber die Sonne kommt, die Herrscher-Lichste von allen, verklärt sich die ganze Zimmerwand. Und Winter ist's: Der schottische Holzfäller in der gefütterten Joppe hat soeben sein Haus verlassen. Die Weite der Landschaft, die kahlen Äste fallen zurück an die Einsamkeit; des Hundes Räuberauge sieht, wie er sein Tonpfeifchen schmaucht in der glasigen Luft und ich bin traurig, dort nicht zu wohnen.

Nachwort

Für Hermann und Dorothee Jansen

Gleichsam ein literarisches Credo hat Erich Jansen an das Ende seines Lebens und Werks gestellt: »Die Welt kennt keine Poesie.« Mit diesem lakonischen Diktum (dem in der Manuskriptfassung noch der Zusatz folgte: »Was sie Poesie nennt, ist ihre Grausamkeit, ihr tödlicher Mangel an Empfindung«) beschloss er nicht nur ein lyrisches autobiographisches Porträt, *Mit zwanzig kannte ich die Welt*, sondern auch seine letzte, im Jahr seines Todes, 1968, von ihm besorgte Buchpublikation *Die nie gezeigten Zimmer*. Jansens Schlusszeile lässt sich in einer ambivalenten Weise verstehen: Zum einen als desillusionäre, ja resignative Erkenntnis; zum anderen als Motivation der dichterischen Arbeit, als Intention, der unpoetischen Welt die verlorene Poesie zurückzuholen und diese einem (breiteren) Publikum bekannt zu machen. Diese poetische Ambition sollte sich für Jansens literarische Entwicklung und Etablierung indes als schicksalhaft erweisen.

Seine Versuche einer Poetisierung der poesiefern Welt fanden zu Lebzeiten des Autors nur geringe Beachtung; immerhin erkannten aber einige »wissende« Literaturkritiker und Dichterkollegen Jansens »Sprachzauber« und die Verwandlungskraft seines lyrischen Schreibens. Dass ihm 1965 die Ehrengabe der Bayerischen Akademie der Schönen Künste verliehen wurde, mag man zwar als ein spätes Zeugnis der öffentlichen Anerkennung betrachten, doch verband sich mit dieser Auszeichnung zugleich das irrtümliche, oder reduktive, Bild eines »spätberufenen« Dichters, der ganz »ungewöhnlich« erst »mit 65 Jahren« – so die Bayerische Akademie in der Begründung ihrer Ehrung – zur literarischen Arbeit gefunden und urplötz-

lich, »wie ein Komet« bei »Eingeweihten und Liebhabern der Poesie« auf sich aufmerksam gemacht habe. – Dass Jansen bereits 1937 sein erstes Buch, das Prosabändchen *Die grüne Stunde*, und bis zu Beginn der 1960er-Jahre vier weitere Lyrik- und Prosabände veröffentlicht hatte, wusste kaum jemand.

Das unauffällige Leben Jansens als Apotheker in der münsterländischen Provinz, sein zurückhaltender Charakter, sein stilles Wesen trugen sehr dazu bei, in ihm einen »Sonntagsdichter« zu sehen, der »nebenbei«, als »Gelegenheitspoet« Verse und Prosaminiaturen verfasste, in denen sich eine doch recht skurrile, märchenhaft-versponnene Welt gestaltete. Im Rahmen der gesicherten, gutbürgerlichen Existenz Jansens wird man vielleicht – oberflächlich betrachtet – tatsächlich die existentielle Notwendigkeit und Schwere seines Schreibens vermissen und dabei auf eine quantitative und thematisch-motivische Begrenztheit seines Œuvres verweisen. Dass seinem schmalen Werk freilich ein ästhetisches Programm zugrunde liegt, ist bislang eher sporadisch, zumeist im Kontext einer regional orientierten »westfälischen Literatur« konstatiert worden. Gleichwohl findet sich sein Name heute auch in einigen wichtigen überregionalen Literaturlexika.

Erich Jansen suchte nicht die spektakulären, lauten dichterischen Töne; sein Interesse galt einer durch die subtile poetische Sprache versinnlichten und surreal entgrenzten Wirklichkeit, deren Vergangenheit(en) und Magie er immer wieder bewahrend beschwor, ohne hierbei jedoch den kritischen, bisweilen recht skeptischen Blick auf seine literarischen Gestaltungsmöglichkeiten zu verlieren. Und so festigte er auch selbst das Bild der späten Dichter-Berufung, indem er seine frühen literarischen Arbeiten retrospektiv als eher belanglose Übungen verwarf und den eigentlichen Beginn seiner – gültigen – Dichtungen mit der Abkehr von den an traditionellen Stilformen, an der »Scheinkunst des Reims« orientierten Werken datierte.

»Erst als Sechzigjähriger begann er zu schreiben«, heißt es demzufolge in einer Nachbemerkung zu seinem 1963 im Kölner *Kiepenheuer & Witsch Verlag* publizierten Lyrikband *Aus den Briefen eines Königs*, mit dem Jansen in den Augen vieler als Dichter zu »debütieren« schien. Johannes Bobrowskis Eloge auf dieses Buch, die er dem Verfasser in einem Brief vom September 1963 darbrachte, hatte Jansen derart aus der Seele gesprochen und ihn mit Stolz erfüllt, dass er es nicht versäumte, dieses Urteil als Sonderdruck an die Öffentlichkeit zu geben. Ganz »wie im Zauber« habe sich Bobrowski nach der Lektüre von Jansens Gedichtband gefühlt: »welche Genauigkeit im sprachlichen Kalkül, wodurch doch nirgends die freie Bewegung, das Leben der Bilder beengt wird, welche Kunst also – und dabei welcher Charme. Ich sprech hinüber zu Ihnen wie der jüngere Bruder zum bewunderten älteren«. Wengleich andere Dichter und Kritiker die Bewunderung Bobrowskis teilten: Der literarische Durchbruch blieb Jansen versagt. Illusionslos musste er konzedieren, dass er mit seinen Dichtungen und seinem poetischen Verständnis im Literaturbetrieb der 1960er-Jahre über die Rolle eines sonderbaren, in der Provinz verwurzelten Außenseiters nicht hinauskam. Zunehmend kritisch kommentierte er denn auch die zeitgenössische Literatur und markierte damit zugleich seine eigene poetologische Gegenposition. »Die deutschen Lyriker, die in den letzten Jahren in den großen Verlagen herausgekommen« seien, so Jansens Diagnose, böten zwar »Bilder der Vernunft mit erstaunlichen Metaphern«, die »große mitreißende pulsierende Bewegung« fehle ihnen aber.

Als Norbert Johannimloh den Dichter zu dessen 70. Geburtstag im *Westfalenspiegel* zu ehren gedachte, schrieb Jansen ihm resigniert, dass es besser sei, darauf zu verzichten:

Der Leser hat keine Beziehung zu meiner, ihm fremden Bilderwelt. Dränge ich mich ihm auf, d.h. werde ich gedruckt, antwortet er mit Unbehagen und oft genug mit Bosheit.

Da er, der unverstandene Poet, nicht »aus den Denkklichschees der Masse Kunststücke fabrizieren« könne, müsse er »schweigen«.

Geschwiegen hat Jansen glücklicherweise nicht. Bis zuletzt, während der Arbeit an seinem Lyrik- und Prosaband *Die nie gezeigten Zimmer*, schrieb er gegen die beklagte »Poesielosigkeit der Welt«, auch in der Hoffnung, vermehrt Leser zu gewinnen, die seine »fremde Bilderwelt« als Einblicke in die wunderbaren Tiefen einer veräußerlichten Wirklichkeit zu entdecken verstanden.

*

Erich Jansens »Poetisierung der Welt« wurde fundamementiert von seinen dichterischen Projektionen der eigenen Biographie. Insbesondere aus den Reminiszenzen an seine Kindheit schöpfte er poetische Bilder, die der erinnerten Realität eine traumartige »andere« Wirklichkeit öffneten und – ganz im Sinne Prousts – eine »Suche nach der verlorenen Zeit« illustrierten.

Geboren wurde Erich Jansen als ältester Sohn des Apothekers August Jansen (1868-1936) und dessen Frau Gertrud geb. Keller (1871-1948) am 31. Oktober 1897, »nachmittags um drei Uhr, an einem Sonntag« – wie er sich erinnerte –, »in der Adler-Apotheke am Kirchplatz [Markt 4] zu Stadtlohn«, einer kleinen Stadt im westlichen Münsterland, nahe der holländischen Grenze. Sein Vater, den der Dichter im Rückblick als »gütigsten Mann« verehrte, hatte im selben Jahr die Stadlohner Apotheke gekauft und so bereits den beruflichen Weg seines Sohnes vorgezeichnet. Seiner Mutter, die aus dem rheinischen Linnich im Jülicher Land stammte, gedachte Erich Jansen später ebenfalls mit den wärmsten Worten: »Sie war die duldsamste,

schönste und lieblichste Mutter, die ich je gesehen habe«. Das intakte Elternhaus, in das 1899 und 1903 noch zwei Brüder, Karl und Franz, geboren wurden, bot ihm folglich eine wohlbehütete, glückliche Kindheit.

Stadtlohn, wo Jansen bis zu seinem Tod lebte, stellte sich für den Heranwachsenden nicht nur als ein biederer Ort des provinziellen, sekuritären bürgerlichen Lebens dar; wohl bereits früh fand er dort auch den Schauplatz für ausschweifende Fantasien. Schon den Zeitpunkt seiner Geburt stattete Jansen in der Retrospektive, als Beginn der *Biographie eines Lyrikers*, mit wundersamen poetischen Bildern aus und lenkte so den Blick tief zurück in eine geheimnisvolle kindliche Welt – »im ersten Stockwerk eines Bürgerhauses« sei er »zur Welt« gekommen, »eines Hauses, weiß gestrichen, wie es Munch immer wieder gemalt hat«:

Im gleichen Augenblick wurde die Nachtglocke gezogen, und der vergoldete Adler draußen meldete durchs Fenster:

Die Gratulanten stehn schon vor der Apothekeentür!

Der Tag ging unter. Es wurde dunkel; man brachte eine Petroleumlampe nach oben, und meine Mutter meinte: Er sieht aus wie der heilige Aloysius in der Kirche, so bleich ist er. Sollte ich auf den Namen dieses Heiligen getauft werden? Da entsann sie sich eines dänischen Königs, und von der Stunde an wurde ich Erich genannt.

Die sinnlichen Wahrnehmungen des Kindes, die Jansen erinnernd heraufbeschwor, setzten auch die stilbildenden Akzente für seine dichterische Sprache. Wie das von der Gedankenschwere und den sprachlichen Bedeutungen noch unbelastete Kind, das sich anschiebt, sinnenorientiert die Welt zu entdecken, gewinnt der Poet den vertrauten Dingen und Begebenheiten eine Magie des ersten Blicks ab, wodurch das Alltägliche, ja Banale in einer neuen, ungewöhnlichen Bedeutung zu erfahren ist. Dement-

sprechend dominant treten in Jansens Dichtungen optische, akustische und olfaktorische Wahrnehmungen, oft synästhetisch, in Erscheinung, die den Wirklichkeitsprojektionen einen spürbaren Zauber verleihen.

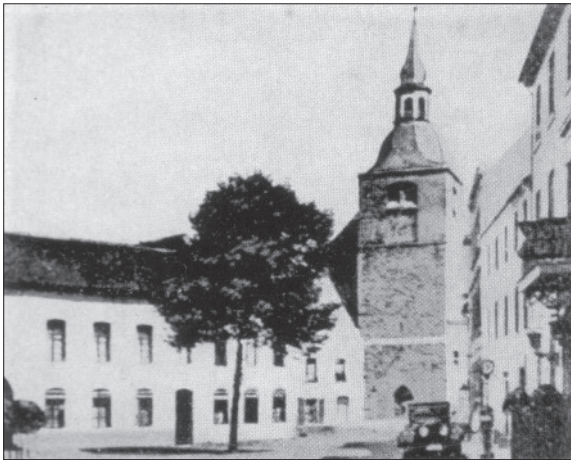


Das Geburtshaus in Stadtlohn: Die Adler-Apotheke (rechts)

Aus der Perspektive des Kind-Dichters hat Jansen seine weiteren Weltentdeckungen geschildert:

Ich wuchs und schrie. Es kamen Leute nach oben. Abends ging der Laternenanzünder mit der langen Stange am Spritzenhaus vorbei, die Fledermäuse vom nahen Kirchturm flogen und zogen ihre Drähte bis zu meinem Kinderbett aus schwarzem Maschendraht, darin ein Musikautomat spielte. In späteren Jahren sah ich den gelben Mond in der Asche unseres Höfchens baden. Das war eine tolle Sache; mitten in der Nacht, während die anderen schliefen, war ich über die Treppen nach unten gesprungen und sah ihn durchs Küchenfenster, wie Licht hinter gelbem Eßpapier sah er aus; die Asche glühte.

Es folgte der Besuch der Volksschule und anschließend der Rektoratsschule in Stadtlohn. In der poetischen Erinnerung bewahrte Jansen besonders die regelmäßigen Ferienaufenthalte bei den mütterlichen Großeltern in Linnich, »dieser kleinen, französisch anmutenden Stadt, die mit Präparandie und Lehrerseminar soviel substantielle Poesie aufgeladen hatte wie im Jülicherland keine sonst«. Viele Eindrücke, Erlebnisse und Begegnungen dort hat Jansen später als poetische Motive aufgegriffen und damit die Bebilderung der Welt seiner Kindheit und Jugend über die Grenzen Stadtlohns hinaus erweitert.



Der Marktplatz von Linnich

Der Ausbruch des I. Weltkriegs setzte der jugendlichen Unbeschwertheit in der Provinz indes ein jähes Ende: 17-jährig meldete sich Jansen freiwillig, um das Einjährige zugesprochen zu bekommen. Zunächst am Russlandfeldzug teilnehmend, wurde er zuletzt an die Westfront, nach Frankreich und Belgien geschickt. Die erlebten Schrecken

der blutigen Kriegsschlachten haben in Jansens überlieferten Dichtungen nur wenig Widerhall gefunden. Gewiss symptomatisch zeigt so auch das Russland-Bild in seiner Lyrik und Prosa ein altes, märchenhaftes Zarenreich, das sich – wie Stadtlohn und Linnich – zu einem Traumort verwandelt hat. Ähnlich dichterisch metamorphosiert erscheinen die Reminiszenzen an die Kriegsschauplätze im Westen:

Als Unteroffizier einer Maschinengewehrkompanie begegnete mir in Cambrai ein altes Orchestrion in einer blauen, nachtgetünchten Stube. Draußen am Kanal rollten wieder die Mörser:

Der Engel trat aus dem Trommelklavier.
Aus der Blechfolie
mitten über dem Herzen
läuteten
die schwarzen Orangen der Stunde;
verzückten Auges,
herrsüchtig,
mit der Bravour eines Juweliers,
schlug er die Klanghämmer
seines Instruments – [...]

Jansen datierte diese Verse über seinen Kriegsaufenthalt im französischen Cambrai auf den August 1918. Zu jenem Zeitpunkt war er 20 Jahre alt – später sollte er schreiben: »Mit zwanzig Jahren hatte ich das Wirken der Welt erfahren.« Zurückgekehrt aus dem Krieg, schlug er die berufliche Laufbahn seines Vaters ein und wurde zunächst »Apothekereleve zu Vreden an der Berkel«. Auch hier, in diesem »behexten Städtchen [...] mit 2 Kirchtürmen, einer Apotheke und drumherum 870 roten Häusern«, scheint Jansen neben der beruflichen Ausbildung seinen poetischen

Blick und sein Gespür für die Skurrilitäten des Lebens geschult zu haben, wobei er das Verhältnis zu seiner Umgebung signifikanterweise als eine »schreckhaft distanzierte Sympathie« empfand.



*Die Adler-Apotheke in Stadtlohn
(Mitte; Blick von der St. Otger Kirche)*

Um Pharmazie zu studieren, begab er sich anschließend nach Berlin und Braunschweig. Neben dem wissenschaftlichen Studium ging er in Berlin aber auch seinen musischen Neigungen nach, indem er sich schauspielerischen Übungen widmete und bei Alexander Moissi Sprechunterricht nahm. Mit dem Abschluss seines Pharmaziestudiums und der Rückkehr in die münsterländische Provinz hatte er diesen künstlerischen Ambitionen allerdings – zumindest in der Öffentlichkeit – zu entsagen. 1927 übernahm er in Stadtlohn die Apotheke seines Vaters und heiratete im selben Jahr Else Cohausz (1903-1999), die Tochter eines Textilfabrikanten aus dem nahe gelegenen Südlohn; 1928 wurde der Sohn Klaus (der bereits zweijährig ver-

starb), 1930 Hermann und 1936 die Tochter Marietraud geboren.

Das familiäre Glück und die berufliche Sekurität ließen die kulturelle Ferne aber nicht vergessen:

Ich [...] saß fest in der Kleinstadt, weit von der Großen Welt entfernt; in der Kleinstadt ohne Theater, ohne Konzert, ohne Kino, ohne Radio und hörte wieder die alten Glocken am Sonnabend, roch wieder den Badestubenduft der *Sapo viridis* aus Kindertagen [...].



Erich Jansen Mitte der 1930er-Jahre

Jansen hatte freilich auch in seinem Apothekerberuf die Poesie entdeckt. Dies bezeugt etwa eine Passage aus seiner 1956 erschienenen ›Legende‹ *Michael Orsenjew*, deren zentraler Schauplatz, die kleine, unmittelbar an der russischen Grenze gelegene rumänische Stadt Bialawa, unschwer als eine Spiegelung Stadtlohns zu entschlüsseln ist. Die Besuche des jungen, künstlerisch hochbegabten Michael Orsenjew bei seinem Freund, dem Apothekersohn Aljoscha, führen zu zauberhaften Erlebnissen. Wie eine Wunderkammer betritt Michael die Apotheke von Aljoschas Vater:

Vorne, wenn die Tür sich öffnete und draußen von den weißen Mauern der Kirche Licht geheimnisvoll mit blendenden Farben in die Offizin einfiel, dann war es, als öffneten auf Regalen und Gesimsen die Fayencen und Gefäße ihre Augen... den Eindringling zu prüfen, ob er auch würdig sei, das verzauberte glückliche Haus zu betreten und die Düfte zu atmen von Ambra und Johannisbrot, von Pottloh, Fett und Hexentod. [...] Alles war hier so wohltuend warm, voller Geheimnisse und doch traulich, erzählten gar die Tapeten der Zimmer Geschichten von sonniger, uralter Herzlichkeit. Und so erging es auch dem Michael Orsenjew. Jedesmal, wenn er die Apotheke betrat, klang ihm das Ping-Pang über der Tür so zaubrisch, duftend musikalisch, als zöge ein seltsamer Wind durch seine Brust, die jeden Augenblick wieder Neues, Niegeschautes erwartungstrunken einsog.

Man darf vermuten, dass Jansen mit ähnlichen Empfindungen die Apotheke seines Vaters erkundete, wo er jenen sinnlich-exotischen Zauber fand, der »duftend musikalisch« und mit der Faszination des »Niegeschauten« Fernweh und Abenteuersehnsüchte weckte und den Knaben früh für eine Poesie der Dinge sensibilisierte. Unter diesen Aspekten bedeutete Jansens Wahl des Apothekerberufs keineswegs eine radikale Entscheidung gegen seine musi-

schen Neigungen. Mit dem wissenschaftlichen Blick des Pharmazeuten erforschte er – zum ›Wohle des Menschen‹ – Geheimnisse der Natur, die er wiederum in einer poetischen Sprache zu bewahren und auf menschliche Empfindungen zu übertragen wusste. Vor diesem Hintergrund erscheint es nur auf den ersten Blick recht sonderbar, dass Jansens Buchdebüt *Die grüne Stunde* 1937 im *Deutschen Apotheker-Verlag* veröffentlicht wurde. Es ist dies vielmehr ein Zeugnis, wie der Autor Beruf und Berufung miteinander verknüpfte (auch wenn er später dezidiert auf die Divergenz dieser Beziehung verwies). In 15 kleinen Prosastücken und einem Gedicht intendiert Jansen, wie im Untertitel deklariert, »Pflanzen- und Landschaftsbilder« vorzustellen. Recht eigentlich gibt er bei dieser Naturorientierung freilich Einblicke in die menschliche Seele. Schon in diesen frühen Texten (eines allerdings bereits 40-jährigen Autors, der wohl seine Prosastücke zum größten Teil einige Jahre vor der Veröffentlichung verfasst hatte) entwirft Jansen atmosphärisch-dichte Stimmungsbilder, die enigmatische, dunkle Tiefen des Daseins beleuchten und in ganz romantischem Sinne die Nacht als zentrales poetisches Motiv existentieller Grenzerfahrungen, zwischen traumverhaftetem Mysterium und erschreckenden Abgründen, apostrophieren. Mit gutem Grund riet Felix Diepenbrock im Vorwort zur *Grünen Stunde*, Jansens »Gesichten zwischen Tag und Traum« »mit unserem Inneren zu lauschen, sie auf uns wirken zu lassen, so, wie wir es tun mit neuer, noch nie gehörter Musik«: »Folgen wir dem Dichter und versuchen wir, in dem Alltäglichen, das er schildert, das im Untergrund liegende Besondere aufzuspüren.« Die von Diepenbrock reklamierte »Muße, uns in die Feinheiten kleinster und an sich unbedeutender Begebenheiten zu versenken«, wurde ab 1933 von der Realität eines unseligen Größenwahns, menschenverachtenden Ungeists und kriegstreibenden Geschreis jedoch aufs entschiedenste

konterkariert. Der II. Weltkrieg nahm Jansen die Möglichkeit, seine zögerlich begonnenen literarischen Publikationen fortzusetzen. Gleich bei Kriegsausbruch wurde er eingezogen, 1940 dann als Feldapotheker nach Norwegen geschickt, 1942 aber bereits wieder in die Heimat entlassen, wo er schließlich das finale Inferno erlebte. Durch Bombenangriffe wurde Stadtlohn, und so auch Jansens Apotheke, im März 1945 fast völlig zerstört: »1945 brannte das Haus. Die schönsten Kubinillustrationen gingen in Flammen auf. Der Gesang verstummte.«

Nach dem Krieg führte das Ehepaar Jansen die pharmazeutischen Geschäfte zunächst in einem Haus an der Dufkampstraße in Stadtlohn fort, bevor es der Familie gelang, Ende der 1940er-Jahre die Adler-Apotheke am Markt wieder aufzubauen und neu zu eröffnen.

Trotz erheblicher Nachkriegsmühen und -sorgen gab Erich Jansen seine dichterische Arbeit aber nicht auf. In den 1950er-Jahren veröffentlichte er gleich vier – allerdings schmale und in kleiner Auflage gedruckte – Prosa- und Lyrikbände: 1950 im Hamburger *Govi Verlag* vier Erzählungen unter dem programmatischen Titel *Skurrilia*, 1956 im Oberhausener *Gebr. Storck Verlag* die bereits genannte Legende *Michael Orsenjew* und den Gedichtband *Die Galerie*, sowie 1959 im selben Verlag die Lyriksammlung *Der Schildpattkamm. Bilder aus einem alten Tagebuch*. In seiner späteren Beurteilung zeigte sich Jansen mit diesen Publikationen jedoch keineswegs künstlerisch zufrieden: »Ohne nennenswerten Erfolg« habe er »kurze Prosa« zu schreiben begonnen, seine »Bemühung, Gedichte zu schreiben«, sei »ein noch größerer Fehlschlag« gewesen. Hinzu kam, dass das wohlgemeinte Nachwort Fritz Usingers zum Lyrikband *Der Schildpattkamm* zwar wesentliche, eindrucksvolle und originelle Charakteristika der Gedichte pointierte (die ›Transformation‹, das ›Aufbrechen‹ und die ›Auseinanderfaltung‹ der ›altmodischen Interieurs und Exterieurs‹) und Jansen gar in die Nähe der Surrealisten

Hans Arp und Tristan Tzara rückte, ihn fatalerweise aber bereits einleitend mit dem Begriff des »nebenher« schreibenden »Sonntagsdichters« etikettierte.

Festzustellen ist indes, dass Jansen gerade mit den *Schildpattkamm*-Gedichten zu neuen lyrischen Formen fand, die sich von Reimzwängen und einer konventionellen Metaphorik lösten. Rückblickend verwies er auf das »erste reimlose Gedicht« in diesem Band, *Der rote Pfahl*, das von dem Dichter Emil Barth »über alle Maßen« gerühmt worden sei (»Das haben nur Sie gesehen!«), worauf Jansen gewusst habe: »Von dieser Stunde an kannte ich meine Arbeit.«

Jansens Buchpublikationen dokumentieren eindrücklich, wie sehr er an seinen Dichtungen gefeilt hat. So veröffentlichte er viele Gedichte noch einmal in veränderter Fassung, wodurch die Entwicklungsstufen der Texte und die Bemühungen des Autors erkennbar werden, den sprachlichen Ausdruck reduktiv zu präzisieren und die Darstellungskraft, die sinnliche Wirkung der poetischen Bilder zu intensivieren. Sein häufig zu beobachtendes synästhetisches Verfahren hat Jansen im Begriff des »Musikbildchen«, den er für seine Metaphern wählte, auf eine knappe Formel gebracht. Das Wesen der Poesie sah er in einer sprachlich visualisierten Musik:

Die Musik (die Poesie)«, so der Dichter in einer poetologischen Reflexion von 1961, »kommt ja nicht aus dem Gedanklichen, sondern aus Tiefen, die wir nicht begreifen können.

Das »eigentlich Poëtische und Musikantische der Lyrik« entdeckte Jansen vor allem in französischen Dichtungen (namentlich Arthur Rimbaud widmete er denn auch einige Verse), weniger bei deutschsprachigen Autoren, von denen er aber Dichter wie Novalis oder Trakl und gegenwärtige Lyriker wie Paul Celan, Johannes Bobrowski, Ernst Meister, Ingeborg Bachmann oder Dieter Hoffmann aus-

nahm. Eine besondere poetische Verbundenheit empfand er überdies zur westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (schon wegen einer regionalen Nähe) sowie zum früh verstorbenen russischen Poeten Sergej Jessenin. Auch Jansens Affinität zur bildenden Kunst, besonders zu den Malern Edvard Munch, Henri Matisse und Marc Chagall, und zur Musik beeinflusste die visuelle und akustische Qualität seiner Dichtungen.

Im Ende der 1950er-Jahre begonnenen Briefwechsel mit Ernst Meister erörterte Jansen aktuelle und generelle poetologische Fragen und manifestierte hierbei sein dichterisches Programm durch das Postulat eines »echt erschauten«, keiner Erklärung bedürftigen »Bildes« und einer Gestaltung des im Innern wahrgenommenen »Unerhörten«.

Anfang der 1960er-Jahre gelang es Jansen, sich mit seinen scheinbar zeitenthobenen, »verinnerlichten« Dichtungen vermehrt Gehör zu verschaffen. 1962 erschienen drei seiner Gedichte in der von Hans Bender und Walter Höllerer herausgegebenen Zeitschrift *Akzente* und präludierten damit gewissermaßen seinen 1963 veröffentlichten Lyrikband *Aus den Briefen eines Königs*, den der Autor, wie erwähnt, als einen literarischen Neubeginn verstanden wissen wollte.

In dem »statt eines Vorwortes« einleitenden und in den *Akzenten* vorab publizierten lyrischen Prosatext dieses Buches imaginiert Jansen ein surreales, märchenhaft-fantastisches Szenarium, in dem der Dichter zum König erhoben wird, der die Macht besitzt, im »Backhaus« »faszinierende Metaphern« zu finden und »Hasen« paradieren zu lassen, und der schließlich auch zur erotischen Erfüllung gelangt. Mit dieser imaginären Introdution schafft der Dichter die Disposition und den Rahmen für die nachfolgend geöffnete wundersame Bilderwelt, die wie durch die Augen eines welterobernden Kindes, eines jugendlichen Abenteuerers und Liebhabers oder eines empfindsamen Reisenden erschaut und arrangiert wird. In dieser Perspektivik offenbart sich die Wirklichkeit, deren verborgene Schön-

heiten der ›Dichter-König‹ aufspürt, als Antiquitätengeschäft oder Kolonialwarenladen, als Raritätenkabinett, Saal eines historischen Museums oder Guckkastenbühne, die ein neues Sehen und Empfinden oder ein Wiederentdecken evozieren.

Die Publikation seines Gedichtbandes *Aus den Briefen eines Königs* in einem namhaften Literaturverlag erfüllte Jansens Vorstellung, nun eine breitere Rezeption zu erreichen, trotz einiger sehr positiver Kritiken und einer zweiten Auflage des Buches jedoch nicht. Sehr enttäuscht beklagte er in einem Brief an Hans Bender vom November 1965, dass der Verlag *Kiepenheuer & Witsch* ihm nicht die erhoffte Beachtung schenke und das Interesse an seiner Arbeit »völlig verloren« habe. Und einen Monat später ließ er Bender verbittert wissen:

Die Lyrik in Deutschland ist total auf den Hund gekommen. So tun auch die Verleger nichts mehr f.d. Verbreitung eines lyrischen Buches. Nun muß man die Sache selbst i.d. Hand nehmen.

Ärger dürften ihm aber auch die lektorierenden Verlageingriffe in seine Texte bereitet haben, die Jansen für die Neuveröffentlichung der *Königs*-Gedichte in seinem letzten, im *Claassen Verlag* publizierten Band *Die nie gezeigten Zimmer* wieder revidierte und dabei auch selber noch einige Bearbeitungen vornahm. Die Texte dieses Bandes, der erst kurz nach Jansens Tod erschien, sind also als Fassungen letzter Hand zu betrachten und bieten in ihrer Zusammenstellung gleichsam das autorisierte Vermächtnis des Dichters.

Jansen war sich seiner poetischen Inspirationsquellen bewusst: Die Märchenwelt der Kindheit, die heimischen und bereisten (oder im Krieg kennen gelernten) Landschaften und Städte, Naturphänomene, anheimelnde und exotisch-fremde Interieurs, preziose Objekte vergangener Zeiten, das die Schaulust befriedigende ›Kleinkunst‹-Milieu und



Das letzte Foto Erich Jansens

vor allem bezaubernde Mädchen und Frauen – all dies bildete ein Schreibreservoir, aus dem der Dichter behutsam auswählte und nach der Befreiung aus den Fesseln konventioneller Diktion mit einer sorgfältigen Montagetechnik Bilder und Szenen, die auf ihren Stimmungsgehalt überprüft wurden, ausdrucksstark komprimierte.

Wenn Jansen zum Abschluss seiner gesammelten Dichtungen poetisch auf sein Leben zurückblickte und konstatierte, bereits 20-jährig, d.h. am Ende des I. Weltkriegs, die Welt genügend kennen gelernt zu haben, so verrät diese Feststellung auch das Prinzip seines literarischen Schaffens, nämlich die Intention, auf die existentiellen Grunderfahrungen, auf die (retrospektiv vergegenwärtigten) puerilen und juvenilen Wahrnehmungsformen, auf das intensive, sinnliche Erleben nicht verzichten zu wollen. »Was sich später noch an Bildern zeigte«, so fügte Jansen hinzu, »war Wiederholung, war die Variante einer bereits stattgefundenen Begegnung.«

Man mag hier eine selbstkritische Erklärung des Autors für sein begrenztes literarisches Themen- und Motivrepertoire herauslesen; zugleich aber verweist das Bekenntnis auf Jansens unzweifelhafte »Kunst der poetischen Variation und Nuancierung«, die durch die Fixierung auf die kleinen, unscheinbaren, subtilen Dinge und Begebenheiten eine unermessliche Vielfalt des – inneren – Erlebens hervorruft. In rezeptiver Hinsicht gewinnen Jansens Dichtungen ihre vollständige Wirkungskraft durch die vom Autor bewusst gesetzten, in seinen späteren Werken immer weiter ausgearbeiteten und eine metaphorische Vieldeutigkeit initiierenden »poetischen Leerstellen«. Diese fungieren als wesentliche Initiatoren der Leserimaginationen – deren Aktivierung Jansen als Rezeptionsziel seiner Dichtungen, das überhaupt erst ein tieferes Textverstehen ermöglichte, betrachtet haben dürfte.

In einer früheren Fassung seiner poetischen Autobiographie *Mit zwanzig kannte ich die Welt*, betitelt *Biographie*

eines Lyrikers, hatte Jansen das Selbstporträt mit einer anderen, ausführlicheren Beschreibung seines gegenwärtigen, von Resignation gezeichneten Schriftstellerdaseins beendet: »Ich begann zu blühen wie die Hundebblume unterm Abendstern«, erinnerte er sich seiner anfänglichen dichterischen Zuversicht:

Aber immer kommen die Wolken wieder, die Blätter welken und fallen, und Kälte kommt, das Nichtverstehen, als wäre die Bestätigung einer poetischen Existenz ein unbequemer Luftzug der Eitelkeit. Der Ruhm wird zum Kartoffelfeuerrauch, der über die Abendfelder eines alten Mannes streift.

Bei aller Vergänglichkeit eines literarischen Erfolgs und der Vergeblichkeit des Ringens um die öffentliche Anerkennung bleibt zum Schluss jedoch die rettende Beschwörung der poetischen Imagination, die Macht der Erinnerungen und Träume:

Und wieder bin ich in Norwegen im Hause Edvard Munchs, vorn auf der Terrasse: Die Mädchen stehn am Weiher – träumend die Unruhe und Vergeblichkeit des Herzens. Mit welcher Liebe überschütten uns diese Jenseitsbilder; die Kränkungen des Tages schwinden wie Schemen, und die Sterne sprechen geheim von der süßen Melancholie der Abende auf Ekely.


Die vorliegende Auswahl der Dichtungen Erich Jansens möge diesen – lebenswichtigen – Zauber der Poesie fühlbar werden lassen.

Hartmut Vollmer

Textnachweise

Die grüne Stunde, Die Strohlumen, Schierling, Die Zuckerrose, Die weiße Lilie, Das Schicksal der hochmütigen Aloë und Sturmnacht aus: *Die grüne Stunde. Pflanzen- und Landschaftsbilder*. Berlin 1937, S. 9-16, 19f., 25f., 32-34 u. 42f. – *Die Traumfahrt im Luftballon des Herrn Oberlehrer Funke* aus: *Skurrilia*. Hamburg 1950, S. 7-13 – *Michael Orsenjew. Eine Legende* aus: *Michael Orsenjew. Eine Legende*. Oberhausen 1956, S. 7-16 – *Hereinspaziert, Auf ein Bild von Henri Matisse, Die Nacht, Die Tänzerin, Nachtröse, Tante Settchen und die Nachtlibelle, Der Messingmond, Grüne Mirabelle am Nachthimmel, Herr Gustav Wille und Die Dame Karussell* aus: *Die Galerie*. Oberhausen [1956], S. 11f., 14, 18, 20f., 25, 29, 31f. u. 35 – *Die Vermummte, Der alte Mann, Gelber Mond, Melancholie, Der Mondfisch, Sommernacht, Sticke Violett in gelbe Seide, Die Sängerin, Abgestelltes Pferd mit Karussellwand, Aurora, Arkadien, Der ausgesetzte hölzerne Zirkusschwan, Intérieur, Lolita, In der Dämmerung, Korallenmond und Heimfahrt des verbrauchten Worts* aus: *Der Schildpattkamm. Bilder aus einem alten Tagebuch*. Oberhausen [1959], S. 11f., 15, 19f., 23f., 26-29, 43, 45, 52, 57f. u. 60 – *[Die Augen der Marina Vlady] und Über dem Tischchen im Schlafzimmer* aus: *Die Welt kennt keine Poesie. Erich Jansen 1897-1968*. Hg. v. Dieter Breuer, Walter Gödden u. Reinhard Kiefer. Zusammengestellt v. Bernhard Albers. Aachen 1997, S. 88 u. 120f. – *Aus den Briefen eines Königs und Mit zwanzig kannte ich die Welt* aus: *Die nie gezeigten Zimmer. Lyrik und Prosa*. Hamburg/Düsseldorf 1968, S. 37-80 u. 81-98.

Ein Verzeichnis der Publikationen Erich Jansens und der Sekundärliteratur findet sich bei: Walter Gödden/Iris Nölle-Hornkamp: *Auswahlbibliographie zu Erich Jansen*.



In: *Die Welt kennt keine Poesie*, S. 164-168; sowie in der Online-Datenbank des *Lexikons Westfälischer Autoren und Autorinnen 1750 bis 1950* unter: www.autorenlexikon-westfalen.de.

Bearbeiter und Herausgeber danken dem *Rimbaud Verlag*, Aachen, als Rechteinhaber, für die Abdruckgenehmigung der Texte.

